Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

Geburt und Bildung.

Von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Dr. Otto gen. Reventlow.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Erstes Capitel.

„Ja, im Großen wie im Kleinen
Sieht man einzig auf das Inn're,
Suchet das Gesetz des Willens,
Und das Herz ist stets ein Spiegel,
Das die Pflichten Zug um Zug
Treulich uns wird wiedergeben.“
Talis Qualis.

Hast Du, lieber Leser, je einen von diesen alten Herrensitzen besucht, welche man noch hier und dort in verschiedenen Provinzen Schwedens trifft.

Wenn dies der Fall ist, so wirst Du wissen, daß sie mit ihren Traditionen von Geschlecht zu Geschlecht Denkmäler sind, welche an die verschwundenen Zeiten des Feudalismus erinnern, wo das Volk in Unterdrückung lebte und die Hochgebornen allmächtig waren.

Eine solche Antiquität war Graf Axel Harthons Gut Liungbro, in einer der romantischsten Gegenden Schwedens gelegen und von einer großartigen Natur umgeben.

Die alte graue steinerne Burg steht noch da, um Zeuge zu sein in ihrer schweigsamen Umarmung, neue Ereignisse zu verbergen und die Erinnerung an sie zu den alten zu fügen, die sie im Laufe von Jahrhunderten gesammelt.

An einem schönen Nachmittag Anfangs August 1830 machen wir dort unseren ersten Besuch.

Der Tag war ungewöhnlich warm gewesen, und der Abend nahte sich mit seiner Kühle, um die drückende Luft aufzufrischen.

Gleich außerhalb des großen Gitterthores von Liungbro stand ein junger Mann. Er hatte ein ungemein intelligentes und lebhaftes Aussehen.

An einen der aufstehenden Thorflügel gelehnt betrachtete er gedankenvoll das stattliche Schloß mit seinen vier Thürmen und hohen Fenstern.

Es sah aus, als wenn der Anblick desselben ernste und schmerzliche Reflexionen in ihm hervorgerufen.

Er würdigte den modernen Flügelbau zur Rechten keines Blickes.

Dieses, eine Schöpfung späterer Zeiten, war ein wirklich prachtvoller Bau und bildete jezt auch die Wohnung der gräflichen Familie.

Das alte Schloß enthielt nur die Prachtwohnungen in ihrer ursprünglichen Gestalt, die Waffensammlungen und die Gemäldegallerien.

Liungbro war seit undenklichen Zeiten ein Fideicommiß im Geschlechte der Harthons gewesen, welche mit achtungswerther Sorgfalt dasselbe gepflegt hatten, obgleich sie seit Generationen es vorgezogen, den Flügel statt der düstern Räume im Hauptgebäude zu bewohnen.

Während der junge Mann, unbeweglich wie eine Bildsäule, sich seinen Betrachtungen überließ, kam ein junges Mädchen die Allee herauf, welche nach dem Gitterthor und dem Hofe führte.

Es war etwas an der kleinen feinen Figur, wel-

ches unwillkürlich das Auge fesselte, während sie als Modell für das Schöne gebildet zu sein schien, so tadellos war sie. Fügt man dazu, daß der Gang und die Bewegungen zu gleicher Zeit etwas Edles, Elastisches, Lebendiges und Angenehmes hatten, so wird man finden, daß sie schon beim ersten Anblick Interesse erregen mußte.

Ein großer, breitkrämpiger italienischer Hut, wie man damals solche trug, beschattete den größten Theil des Gesichts und machte nur den unteren Theil zugänglich für neugierige Blicke.

Man konnte ein schön geformtes Kinn und einen Mund sehen, dessen charakteristischer Zug der Entschlossenheit und Kraft hie und da durch ein jugendlich frisches und herzensgutes Lächeln zurückgedrängt wurde.

Sie hatte bereits am Beginn der Allee den jungen Mann bemerkt.

Ein feines Lächeln kräuselte ihre Lippen, als sie ihn wahrnahm; dieses verschwand jedoch rasch, und während sie sich ihm näherte, nahmen ihre Züge das Gepräge tiefen Schwermuths an.

Als sie an den Träumer herangetreten, sagte sie mit klarer und klangvoller Stimme: — Guten Tag, Herr Lieutenant!

Der junge Mann wandte sich hastig um. Ueber seine Stirne flog eine dunkele Röthe, als er zu gleicher Zeit kalt und ehrfurchtsvoll den Gruß erwiederte.

— Ich habe, — bemerkte das junge Mädchen, — den ganzen Weg die Allee herauf mich darüber gewundert, daß Sie so unbeweglich standen. Ich suchte vergebens die Ursache zu errathen.

— Das wundert mich. Die Ursache wäre doch leicht zu finden gewesen, — fiel Lieutenant Valentin Aurenius ein.

— Je leichter eine Sache ist, desto schwerer fällt es mir sie zu errathen. Es ging mir deßhalb, wie es jedem geht, der sich auf den Ocean der Vermuthungen hinauswagt, — antwortete Frigga Harthon.

— Nun, wie geht es denen?

— Man hält einen unrichtigen Curs, sagte Frigga lachend. In meiner Einbildung spukten hübsche Pferde, schöne neue Wagen, schöne Hunde u. s. w., welche, wie ich glaubte, der Lieutenant einer Prüfung unterwarf. Jezt finde ich . . .

— Nichts von Alledem, — unterbrach sie Valentin.

Er berührte Friggas Arm ganz leise mit der einen Hand, während er mit der andern auf das von der Abendsonne beleuchtete und von Wäldern, Bergen und Seen umgebene Schloß deutete. Dann sagte er:

— Bedarf es wirklich irgend eines neuen und unbedeutenden Gegenstandes, um das Auge zu fesseln, oder glaubt das Fräulein nicht, daß dieses Bild Schönheit und Interesse genug besizt, um die Schritte eines Menschen aufzuhalten, daß er unbeweglich stehen bleibt, von dem Anblick, der sich ihm darbietet und von den Betrachtungen, welche derselbe erweckt, ganz und gar beherrscht.

— Sie haben Recht, — sagte Frigga, nahm den großen Hut ab und warf einen Blick voll Stolz auf die Burg ihrer Väter, — aber, — fuhr sie

fort — wir sind so verwöhnt und veränderlich, daß wir gewöhnlich das Gute, das wir täglich genießen, vergessen, um sehnsuchtsvoll nach dem, was wir nicht haben, die Arme auszustrecken. Wir werden entzückt von dem, was uns neu ist, und ziehen auf diese Weise oft das Schlechtere dem Besseren vor. Sie selbst, Herr Lieutenant, halten sich schon ein ganzes Jahr auf Liungbro auf, und doch werden Sie erst heute von der Schönheit des Bildes überrascht, welches Sie alle Tage Gelegenheit gehabt zu bewundern.

— Woher wissen Fräulein, daß es heute das erste Mal ist? — Es ist doch nicht gesagt, daß ich mich nicht früher davon bewegt gefühlt, weil Fräulein mich nicht vorher überrascht. Unsere tiefsten Eindrücke geben wir selten den Blicken Anderer Preis.

Es war mit einer eigenen Betonung, daß Valentin diese lezten Worte aussprach.

Friggas Wangen wechselten leicht die Farbe; aber sie fuhr mit ruhiger Stimme fort:

— Es ist wahr. Doch wundert es mich, daß Sie nie ein Wort von der wirklich schönen Lage Liungbro's gesagt. Ich habe auch geglaubt, daß Sie keinen Sinn für die schöne Natur hätten.

Als Antwort hierauf lächelte Valentin nur ein wenig.

— Möchten Fräulein einen Augenblick hier ausruhen? — antwortete er und deutete auf eine Bank innerhalb des Gitterthores, welche im Schatten einer hohen und buschigen Linde stand.

— Und wenn ich das wollte, was würde das zur Folge haben? — fragte sie lächelnd.

— Nichts. Ich würde nur mit einigen wenigen Zügen das Bild zeichnen, welches mich fesselte.

— In diesem Falle ruhe ich gerne aus, Frigga sezte sich auf die Bank. Valentin nahm Plaz an ihrer Seite.

— Wissen Sie was, Lieutenant Aurenius, Sie sind mir immer wie ein Räthsel vorgekommen, welches man nie lösen kann. Es wird deßhalb interessant sein zu hören, wer einen solchen Eindruck auf Sie zu machen vermag, daß Sie Ihre Schritte anhalten.

— Ich glaubte nicht, daß ich für Fräulein ein Räthsel wäre, — sagte Valentin mit einer Stimme, welche gleichgültig klang, aber doch einen eigenen Ton hatte, — und noch weniger glaubte ich, daß Fräulein darüber in Unkenntniß wären, was auf mich Eindruck macht.

— Doch, in der That, — versicherte Frigga.

— In diesem Falle kommt es daher, daß Sie mich nicht für würdig der Aufmerksamkeit des Fräulein Harthon gehalten.

— Ach, mein Herr, sind wir jezt wieder da, — rief Frigga zornig. — Sie hätten sich nicht erlauben sollen eine falsche Voraussezung mehr als ein Mal zu machen. Was Ihre Worte enthalten, wissen Sie, ist unrecht, und nichts desto weniger sprechen Sie es aus.

— Ich habe mich also wieder versündigt? Valentin betrachtete lächelnd Frigga.

— Ja, und wie immer, lassen Sie das geschehen, ohne um Verzeihung zu bitten, — antwortete Frigga lachend.

— Mein Fräulein, wenn die Zukunft mir bewiese, daß ich Unrecht gehabt, dann würde ich den übrigen Theil meines Lebens dazu verwenden mein Verbrechen abzubitten.

— Das würde eine lange Buße geben — meinte Frigga.

— Wir sind noch nicht so weit gekommen, — sagte Valentin kalt — und wahrscheinlich gelangen wir nie dazu. Wir bleiben deßhalb an Liungbros Gitterthor stehen. Es war von da aus, wo ich über das Bild, welches ich vor Augen hatte, philosophirte.

— Sehen Sie — fuhr Valentin fort, dort fern im Hintergrunde das offene Meer? — Er streckte die Hand aus. — Diese Wogen haben seit Urzeiten diese Küste bespült. Frei, wild und unbezwingbar, sind sie ein Bild der Natur, welche der Mensch zwar vermocht hat zur Beförderung seiner Zwecke zu verwenden, aber nie beherrschen konnte. Sie wird nur von dem Geseze Gottes beherrscht.

— Dort wieder — Valentin deutete nun auf das Schloß, — erhebt sich eine Steinmasse, von Menschenhänden aufgeführt, ein Monument von vergangenen Zeiten. Es ist wohl erhalten, aber doch eine Ruine, welche nur da steht, um uns zu mahnen an die Macht der Gewalt über das Recht, an die Macht der Vorurtheile über die Vernunft, des Hochmuths über das Verdienst. — Betrachten Sie genau diese Mauern, von welchen Sie sagen, daß Sie sie nie sehen können, ohne von Ehrfurcht ergriffen zu werden, und sprechen Sie: flüsterten sie Ihnen nie zu von der Unterdrückung, die von Ihnen ausgegangen, oder von der Verknechtung des Volks durch die Aristokratie?

— Nein, sie erzählten mir nur, daß sie so vielen wahren Patriotismus und so viele edle Eigenschaften emporwachsen sahen, daß die Tochter dieser ausgezeichneten Vorfahren ein heiliges Erbe übernommen, für sie einzustehen.

Valentin betrachtete Frigga und sagte dann ganz ehrfurchtsvoll:

— Es ist natürlich, daß Graf Harthons Tochter so denken muß. Wir werden deßhalb zu dem, was wir vor Augen haben, zurückkehren. Das Schloß repräsentirt also den Absolutismus. Wie dieser, so hat es nichts von der Zeit gelernt, sondern streckt seine grauen und stolzen Zinnen in die Höhe, und vergißt, daß sein Grund zerstört, zerbrechlich und wackelig ist. Es rechnet bedachtsam nach, wie viele Jahrhunderte es mit seiner Thurmspize den Auf- und Niedergang der Sonne begrüßt, vergißt aber, daß diese Säclen an seinen Grundvesten genagt und seine frühere Kraft vernichtet haben.

— Dort, — jezt deutete Valentin auf den modernen Flügelbau, — haben wir ein Bild unserer Zeit. Betrachten Sie diesen leichten Styl, das glänzend weiße Aeußere, die luftigen Balcone und die mit hübschen Blumen verzierte Façade, die feinen durchsichtigen Vorhänge vor den Fenstern, die Marmortreppe, welche zum Entree führt, und Sie haben die Macht des Geldes vor Ihren Augen.

— Zwischen den beiden Gebäuden gibt es keine andere Aehnlichkeit, als daß sie beide zum Wohnungshaus bestimmt sind. Es gibt kein Vereinigungsband zwischen ihnen, und doch stehen sie neben einander, das eine sich brüstend mit seinen Ahnen, das

andere mit seiner Pracht. Beide suchen einander zu verdunkeln, und beiden mißlingt es. Das eine besitzt sein Gold, sein für den Genuß geschaffenes Innere, das andere seinen unbeugsamen Hochmuth, seine Erinnerungen und sein veraltetes Aeußere. Sie sind vereinigt durch jenen kleinen Säulengang, welcher zu sagen scheint: Du alte verlassene Heimath für stolze Söhne, Du gehörst nicht mehr unserer Zeit. Du bist reich an Jahren, aber gedeihst nicht. Damit Du nicht ganz verschwindest, will ich Dich mit diesem Kinde des Geldes vereinigen, so daß Du noch eine Zeit lang fortleben mögest.

— Sie sind bitter, und ich wünschte gegen Ihre Zeichnung diese und jene Einwendung zu machen, — fiel Frigga ein, auf deren freier Stirn die derben Worte keinen Schatten hervorzurufen vermocht hatten.

— Erlauben Sie erst, daß ich meinen Entwurf vollende, — bat Valentin. Er fuhr fort:

— Rings um diese beiden Gebäude und zwischen ihnen und dem Ocean sehen wir stolze, freie Baumkronen, einen laubreichen Park und unendliche Wälder. Wissen Sie, was diese Kinder der Natur auf meinem Bilde repräsentiren?

Valentin heftete einen scharfen Blick auf Frigga. Sein Gesicht war in diesem Augenblick streng und stolz.

— Ja, das weiß ich! — rief Frigga und sah fortwährend zu ihm auf mit einem Blick, welcher zu sagen schien, daß er mit dem Bild, welches er zu entwerfen beabsichtigte, unmöglich einen höheren und edleren Begriff verbinden könnte, als denjenigen, welchen sie sich dabei dachte.

— Wirklich? Ich wage es zu bezweifeln.

— Alle diese Wälder, diese Berge und Haine sind ein Bild des Volkes. Sie sind stark, stolz und frei wie dieses.

Frigga stand auf, streckte die Hand gegen die Sonne, welche sich im Westen neigte, und fügte mit Wärme hinzu:

— Und siehe dort das Bild von Gottes Güte, welcher sein Licht verbreitet über die grüngekleideten Bäume, das graue Schloß und die prachtvollen Wohnungen. Wie die Strahlen der Sonne dieses ganze Bild umfassen, so umfaßt die Liebe Gottes uns Alle, und wie die Wogen des Meeres frische Winde über die Wälder, Berg, Schloß und Feld mit sich führen, so wird auch die Aufklärung sich geltend machen, sowohl innerhalb der grauen Steinmauer wie unter der grünen Wölbung des Waldes. Der Stein, aus welchem das Schloß erbaut ist, hat man vom Berge genommen. Der muß Euch sagen: Alles ist vom Volke ausgegangen und wird zum Volke wieder zurückkehren.

Frigga schwieg. Die Wangen hatten ein lebendigeres Roth angenommen. Den schön geformten Kopf trug sie in diesem Augenblick höher als gewöhnlich.

Auch Valentin hatte sich erhoben und stand an ihrer Seite. Als sie aufgehört hatte zu sprechen, sagte er:

— Sie haben mein Bild vervollständigt, ich habe nichts mehr hinzuzufügen, als daß Sie das Gitterthor, das hinter mir ist, vergessen haben.

Frigga sah ihn an. Es schien, als wenn das junge Mädchen jezt die Meinung Valentins ahnte.

— Können Sie mir nicht sagen, was die darstellt, — fragte er.

— Nein, in diesem Augenblick fällt es mir schwer meine Aufmerksamkeit darauf zu richten, oder irgend eine Bemerkung über einen so unbedeutenden Gegenstand zu machen, — antwortete Frigga.

— Und doch, Fräulein Frigga, befinden Sie sich innerhalb und ich mich außerhalb dieses Thores, welches zwischen uns eine unübersteigliche Scheidewand bildet. Wir können durch das Gitter sprechen, ja auch sogar unsere Hände gegenseitig fassen und drücken; aber wir können nie unsere Gefühle austauschen. Das Gitterthor hier ist ein Bild des Standesunterschieds, welcher mit seiner Allmacht die Welt beherrscht. Er gibt mir einen Schlüssel, welcher diesen Riegel öffnen kann, und dieser Schlüssel heißt — Gold. Diesem Talisman öffnet sich das Thor schleunigst. — Sie sagten, daß die Steine des Schlosses von den Bergen geholt seien. Ich antworte Ihnen: das Eisen zu diesem Gitterthor ist von dem innersten Schooße der Erde geholt, und so ist es auch mit unseren Vorurtheilen. Sie entspringen unseren Herzen und können nur mit der Zeit daraus gerissen werden, wie das Eisen, welches der Rost verzehrt. — Jezt ist mein Bild fertig; ich will nur hinzufügen, daß diese und viele andere Betrachtungen mich beschäftigten, als der Anblick der Schönheit des Schlosses meine Seele festhielt, und ich grade draußen vor dem Gitterthore stehen blieb.

— Aber, Sie befinden sich jezt innerhalb derselben, — sagte Frigga hastig.

— Gewiß. Ich bin Ihnen gefolgt; aber ich

habe deshalb nicht vergessen, daß ich mich jezt auf Ihrem Gebiete befinde. Das meinige, Fräulein Frigga, liegt außerhalb dieses Riegels. Wir werden oft, wie heute, uns an demselben begegnen, ja sogar hie und da auf ein ander Gebiet eintreten; aber wenn der Abend kommt und die Stimmen von der Heimath uns rufen, dann werden die Thorflügel sich schließen, und wir werden uns beide jeder auf seiner Seite derselben befinden.

— Erlaubt mir zu behaupten, Lieutenant Aurenius, daß Ihre Begriffe weit mehr beschränkt sind, als die meinigen, da Sie ein großes Gewicht auf Riegel und Gitterthore legen. Diese können zu jeder Stunde wieder weggenommen werden.

— Er gibt Vieles, was geschehen kann; aber es ist deshalb nicht gesagt, daß es geschieht. — Sehen Sie, Fräulein Frigga, dort kommt der Graf und die Gräfin.

Valentin fügte mit einem eigenen Lächeln hinzu:

— Glauben Sie, daß der Graf geneigt ist das Gitterthor wegzunehmen?

Frigga antwortete nicht; ihre Wangen wurden weiß wie der Schnee. Es schien, als wenn ein unangenehmes Gefühl sich ihrer bemächtigte.

Schweigend gingen Valentin und sie dem gräflichen Paare entgegen.

Der Schatten von Kummer, welchen die lezten Worte Valentin's auf Frigga's Gesicht hervorgerufen, verblieb auch dort und wollte nicht verschwinden.

Die Gedanken, welche in ihrer Seele erwachten, waren weit davon entfernt, erfreulich zu sein.

Es war das erstemal, daß sie in vollem Ernst gezwungen war, sich mit unseren Vorurtheilen zu beschäftigen.

Frigga hatte sich bis jetzt nur das Leben von der Sonnenseite vorgestellt, jetzt wurde ihre Aufmerksamkeit auch auf dessen Schattenseite gerichtet; und ihr Herz zog sich beim Anblick all des Kleinlichen, welches sich rein ihrem inneren Auge darbot, krampfhaft zusammen.

Sie und Valentin näherten sich indessen dem Grafen und der Gräfin, welche aus dem Parke kamen.

Der Graf wandte sich sofort an Valentin mit einigen Worten wegen des Landwesens.

Bevor wir in unserem Bericht weiter gehen, dürfte es nöthig sein, Etwas über Valentins Aufenthalt im gräflichen Hause zu sagen.

Der Propst Aurenius, der Vater Valentins, war einer der wenigen Männer, auf welche Graf Axel Harthon besondern Werth legte, und das, obgleich der Propst zu den Liberalen gehörte.

Die Verdienste des Propsts waren jedoch so ungewöhnlich, daß der Graf mit seiner wirklich edeln Denkart vollständig die Eigenschaften seines politischen Gegners würdigte und ihm seine ungetheilte Achtung schenkte.

Oft wurde zwischen dem Propst und dem Grafen manche heiße Schlacht geliefert, weil des Einen freie Ansichten mit den beschränkten des Anderen in Streit geriethen, doch ohne daß dies einen Einfluß auf

des Grafen Urtheil über den Seelsorger der Gemeinde hatte.

Die Folge hiervon war, daß Graf Harthon sehr häufig Aurenius zu sich einlud und bisweilen selbst Besuche im Propsthofe abstattete, welcher ganz nahe bei Liungbro lag.

Während der ersten Jahre, wo der Propst Pfarrer in Bro war, hatte der Graf sich an seinen Manieren gestoßen und sie etwas zu geradeaus gefunden; dergleichen Kleinigkeiten wurden jedoch, wie gesagt, bei genauerer Bekanntschaft vergessen.

Dies hatte auch das Gute mit sich gehabt, daß, als Baron G. starb, Graf Harthon dem Sohn des Propsten den Platz anbot, welchen der Baron als Oberinspector über Liungbro, Vaarnäs und Stenby, das heißt, als Verwalter über alle Harthon'sche Besitzungen, bekleidet hatte.

Die Stelle war zu vortheilhaft, als daß Lieutenant Aurenius sie nicht hätte annehmen sollen, und so wurde er ein Mitglied der gräflichen Familie.

Mit Ausnahme derjenigen Wochen, in welchen er im Sommer Versammlungen beiwohnen mußte, oder Reisen nach Vaarnäs und Stenby machte, brachte er seine Tage auf Liungbro mit der gräflichen Familie zu.

Valentin hatte ungefähr ein Jahr seine Stelle bekleidet, als unsere Erzählung anfing.

Dieses Jahr mußte für Valentin voll Gefahren gewesen sein; denn ganz wunderlich hätte das Herz des jungen Lieutenant gestaltet sein müssen, um dem Wohlgefallen an der täglichen Berührung mit einem in jeder Beziehung so einnehmenden Mädchen, wie

Frigga, zu widerstehen. Und doch schien sie keinen Einfluß auf seine Gefühle auszuüben.

Valentins Benehmen war artig und zuvorkommend, aber er gab deutlich zu erkennen, daß er nie danach trachtete, sich der gräflichen Familie vertraulich zu nähern, oder erlauben würde, daß sie sich ihm auf eine solche Weise näherte.

In seinem ganzen Wesen lag Etwas, welches deutlich zeigte, daß er sich unserer Standesunterschiede und der Schranken, welche diese aufgerichtet, vollkommen bewußt war.

Da er sich selbst auf den Platz stellte, welchen er einnehmen mußte, so machte er es gerade dadurch unmöglich, daß Jemand ihn beleidigen konnte. Sein Benehmen sagte, daß er es klar begriff, daß unsere hergebrachten Sitten Graf Harthon die erste Stelle einräumten, selbst wenn nicht die Jahre und ihr gegenseitiges Verhältniß es gethan hätten.

Valentins stolze Zurückhaltung bewies, daß er gar zu besorgt um seine eigene Würde sei, als daß er dieselbe durch irgend eine ungebührliche Vertraulichkeit gegen Personen hätte bloßstellen sollen, welche sie möglicherweise hätten zurückweisen können.

Immer aufmerksam, aber nie kriechend, war es Valentin gelungen, schon während der ersten Wochen die Gunst des Grafen und der Gräfin zu gewinnen, Etwas, wonach er nicht zu streben schien, das ihm aber vielleicht eben deshalb zu Theil ward.

Der Graf hatte Achtung vor seinen Kenntnissen, Zutrauen zu seinem Urtheil und unbedingtes Vertrauen zu seiner Ehre und Redlichkeit.

Die Gräfin schätzte seine Bildung, Ritterlichkeit und seinen feinen Tact.

Sie als Frau und begabt mit ihres Geschlechts natürlicher, rascher Auffassung, durchschaute besser als der Graf Valentins Charakter und Denkweise. Sie begriff, daß der Sohn des Pfarrers in seinem Herzen nicht anerkannte, daß ein gräflicher Titel Jemanden über ihn stelle, und daß er nur aus wirklichem Stolz demselben äußere Höflichkeit schenke.

Als Jemand, der Lohn vom Grafen bezog, wollte er nie daran erinnert werden.

Die Gräfin sah eben ein, daß Valentin durch strenge Beobachtung der Aufmerksamkeit, auf welche Graf Harthon Werth legte, es vermied, mit herablassender Güte behandelt zu werden, Etwas, was sonst so gewöhnlich ist bei Edelleuten gegen ihre Untergebenen und womit die ersteren oft ebenso sehr verletzen, wie mit dem meist abstoßenden Hochmuth.

Valentin schien zeigen zu wollen, daß der Sohn des Propstes in Tact, Lebensart und gesellschaftlichem Ton gleich mit dem best erzogenen Edelmann stände.

Gräfin Harthon that ihm auch vollkommen Recht.

Sie schätzte selbst zu sehr diese Feinheit in Worten und Benehmen, welche Personen auszeichnet, die ihr ganzes Leben in den höheren Gesellschaften zugebracht, um nicht diese Eigenschaften bei Andern zu schätzen.

Nur der ungebildete Mensch erlaubt sich die Anforderungen der feinen Lebensart gering zu schätzen. Der wirklich Gebildete thut es nie.

Aber zu gleicher Zeit, wo die Gräfin Valentins

Charakter nach seinem ganzen Werth schätzte, erwachte in ihr eine unbestimmte Unruhe, und sie legte sich oft die Frage vor:

— Schließt das tägliche Zusammensein mit einem solchen Mann keine Gefahr in sich für Frigga?

Jedesmal, wenn die Furcht der Gräfin in dieser Beziehung erwachte, folgten ihre Blicke mit der Wachsamkeit einer Mutter der Tochter und suchte sie in ihrem Gesicht, ihren Worten und Bewegungen herauszufinden, ob irgend ein wirklicher Grund zur Unruhe vorhanden sei.

Nichts in dem Aeußern Friggas schien das zu bestätigen, was die Mutter befürchtete.

Die Tochter war sich gleich, fröhlich, frisch und ohne Bekümmerung, wie die Jugend sein muß. Das Einzige, was möglicherweise den Besorgnissen der Gräfin einige Nahrung hätte geben können, war, daß es Frigga unterhielt, zu plaudern, zu musiciren und zusammen zu lesen mit Aurenius.

Doch dies war ja ganz natürlich. Valentin besaß eine so ungewöhnliche Bildung, war so wirklich musikalisch, und fällte über das, was er las, ein so gesundes Urtheil, daß Jeder sich für ihn interessiren mußte.

Dagegen schien sie ihn nicht zu vermissen, wenn er verreist war, und zeigte keine unruhige Sehnsucht, wenn er bisweilen von den Abendcirkeln ausblieb; auch spürte man keine Ungeduld bei ihr, wenn er mehrere Abende nach einander den Spieltisch vor der Unterhaltung, dem Lesen und Musiciren mit ihr vorzog.

Wenn er anwesend war, so widmete Frigga ihm

ihre Aufmerksamkeit; war er es nicht, so hatte das keinen Einfluß auf ihre Stimmung.

Genug, die Unruhe war lange in Schlaf gewiegt, so daß sie dieselbe ganz vergaß, bis einige der liebenswürdigen Eigenschaften Valentins dieselbe gleichsam wieder aufweckte.

In solchen Augenblicken warf sich die gewissenhafte und zärtliche Mutter vor, daß sie nicht auf die warnenden Stimmen gehört. Sie hatte noch im frischen Andenken alle die Sorgen, welche die heftige Neigung des jezt abwesenden Sohnes zu einem Mädchen unter seinem Stande dem Mutterherzen bereitet. Sie bebte deßhalb bei dem Gedanken zurück, daß sie es nöthig haben würde eben bei der Tochter als Trösterin wegen des Schiffbruchs zu dienen, welchen die schönsten Hoffnungen des Lebens gelitten.

Sie fühlte es, daß es keine schwere und bittere Prüfung für sie werden würde, falls sie es mit ansehen müßte, wie Friggas so reich ausgestattetes und kraftvolles Innere unter dem Kampfe mit dem Schmerz verzehrt würde.

So war der zweite Sommer von Valentins Verweilen auf Liungbro gekommen.

Den Anfang desselben brachte Valentin in der jährlichen Zusammenkunft zu. Darauf machte er eine Reise nach Vaarnäs und Stenby, so daß er erst im Anfang des August wieder nach Liungbro zurückkehrte.

Die gräfliche Familie war zu der Zeit auf Besuch bei dem Schwestersohn des Grafen, Graf Ernfrid Eldau, um seine Rückkunft nach Schweden mit seiner jungen Frau zu feiern.

Graf Eldau hatte sich nämlich vor kurzer Zeit in Paris mit einer reichen Französin aus adeliger Familie verheirathet.

Es war jetzt kaum eine Woche, seit der Graf heimgekehrt, und während dieser Tage war die Furcht der Gräfin noch nicht erwacht; als aber Frigga und Valentin dem Grafen entgegen kamen, entstand sie augenblicklich.

Sie warf erst einen prüfenden Blick auf den jungen Lieutenant; aber sein ruhiges Gesicht zeigte keine Gemüthsbewegung.

Dann richtete die Gräfin ihre Augen auf Frigga. Ueber den Zügen des jungen Mädchens ruhte ein Schatten von Schwermuth, welcher sonst denselben fremd war.

Das stach der Gräfin heftig in's Herz, und als der Graf seine Schritte mäßigte, um sie und Frigga voran gehen zu lassen, während er sich mit Valentin unterhielt, sagte sie mit einem zärtlichen Blick auf die Tochter:

— Wie ist es, mein Kind, bist Du nicht wohl?

— Ach, liebe Mama, Du weißt schon, daß Kränklichkeit nicht zu meinen schwachen Seiten gehört, — antwortete Frigga lächelnd.

Es fehlte indessen ihrem Lächeln das gewöhnliche fröhliche Gepräge.

— Aber Du siehst traurig aus, — hob die Gräfin wieder an.

— Das ist wahr. Ich bin nicht so recht froh.

— Was hat Dich betrüben können?

— Eine Bagatelle, wenn Du so willst, hat mich auf traurige Betrachtungen gebracht. Bisweilen trifft

es sich, daß eine Kleinigkeit traurige Gedanken erwecken kann. Dieses ist der Fall mit mir diesen Abend. Bekümmere Dich deßhalb nicht um meine minder fröhliche Mienen, geliebte, besorgte Mama!

— Sage mir nur, welche Bagatellsache ist es, die diese Gedanken erweckt hat?

— Das da — antwortete Frigga lachend, und deutete auf das Gitterthor.

Die Gräfin richtete einen verwunderten Blick auf die Tochter.

— Ich glaube bestimmt, — fügte Frigga hinzu, — daß ich von diesem Abend an einen entschiedenen Haß zu Allem fasse, was Gitterthor heißt. Doch, es ist nicht der Mühe werth, weiter darüber zu sprechen, und wenn Du mir nicht böse wirst, so laß uns das Thema verlassen.

Die Gräfin, welche in Allem ein Frauenzimmer mit Tact und Herz war, richtete keine weiteren Fragen an die Tochter. Sie und Frigga traten in den geschmackvollen Salon hinein, welcher sich im Parterre befand und im Sommer der gewöhnliche Versammlungsplatz war. Der Graf und Valentin waren in des Ersteren Privatzimmer hineingegangen. Die Glasthüren des Salons standen offen nach der Gartenterrasse zu, welche ihre Blumenrabatten bis hinunter zur See ausstreckte.

Die Gräfin nahm in dem Fauteuil vor den offenen Glasthüren Platz.

Sie und Frigga sprachen von gleichgültigen Dingen, und die Gräfin brachte unvermerkt die Rede auf Valentin.

Frigga äußerte sich ganz ungezwungen über ihn.

Es lag weder Scheu, Verlegenheit, oder eine geheime Liebe in dem, was sie sagte, sondern nur die vollkommenste Unparteilichkeit.

Die Gräfin machte einige Reflexionen über seinen Charakter und bemerkte schließlich:

— Man muß zugeben, daß er ein liebenswürdiger, um nicht zu sagen gefährlicher Mann ist.

— Das möchte ich bestreiten, — fiel dießmal Frigga mit mehr Lebendigkeit ein, als sie bisher an den Tag gelegt. — Von Arthur Eldau kann man sagen, daß er liebenswürdig, und ein gefährlicher junger Mann ist; aber von Lieutenant Aurenius ist es auf einmal zu viel und zu wenig gesagt.

— Das bedarf einer näheren Erklärung, mein Kind, — sagte die Gräfin lachend und strich schmeichelnd die Stirne der Tochter mit der Hand.

— Wirklich, das wundert mich. Findest Du nicht, daß zwischen Arthur und Aurenius ein ungeheuer großer Unterschied?

— Das gebe ich gerne zu; aber das hindert nicht, daß Aurenius Eigenschaften haben kann, die ihn sowohl liebenswürdig als gefährlich machen, obgleich sie von anderer Natur sind, als Arthurs. Ich gestehe, daß es mich unterhalten würde, zu hören, wie Du das Gegentheil beweisen willst.

— Nicht das Gegentheil, — rief Frigga, lachend, — da das voraussezen würde, daß er unangenehm und abstoßend sei; aber in dem Worte liebenswürdig fassen wir Eigenschaften zusammeu, welche bezaubern und einnehmen, ohne daß wir uns eigentlich Rechenschaft ablegen können, worin sie bestehen. Arthur, zum Beispiel, hat etwas in seinem ganzen Aeußeren,

das einen angenehmen Eindruck macht. Seine Munterkeit, sein Scherz, seine oft bizarren und launigen Einfälle, Alles fesselt und interessirt. Er gefällt, man vermißt ihn, wenn er abwesend ist, und man findet Andere langweilig und einförmig im Vergleich mit ihm; man vergißt, daß er leichtsinnig ist, daß es ihm an Ernst und wahrer Männlichkeit des Characters gebricht, und er schleicht sich in's Herz hinein, ohne daß man ein Wort davon weiß.

— Aber, mein Kind, eben Aurenius unterhält, interessirt und fesselt.

— Er unterhält weniger, als er interessirt, er fesselt weniger, als er belehrt und beherrscht. Hinter Aurenius ausgesuchter Artigkeit und nie vergessener Aufmerksamkeit liegt ein hoher Grad von Selbstgefühl. Ja, man fühlt sich belästigt von diesem Stolz, welcher Einem durch die Verbindlichkeit entgegenblickt. Es ist Etwas in seinen Manieren, was unaufhörlich daran erinnert, daß er sich seiner Menschenwürde vollkommen bewußt ist und daß er bei sich nicht gerne Anderer Ueberlegenheit anerkennt. Seine Unterredung ist höchst unterhaltend und lehrreich; aber es liegt eben in derselben eine solche Ueberlegenheit und Kraft, daß man von seinem reicheren und stärkeren Geist gleichsam niedergedrückt wird. Sein Ton ist anspruchslos, die Worte gewählt; aber der Geist darin ist derb und voll Selbstvertrauen.

— Wenn — fuhr Frigga fort — er in seiner Seele schwärmerische und glühende Gefühle birgt, so stehen diese zärtlicheren Instincte so vollkommen unter der Herrschaft der Vernunft, daß er es nie erlaubt,

daß sie ihn mit sich reißen. Mit unerschütterlicher Consequenz gibt er jeder Sache ihren rechten Namen, ihre rechte Bedeutung und ihren rechten Platz. Er ist, beste Mama, eben so hochmüthig und stolz auf seine Bildung, wie es irgend Jemand auf seinen Stammbaum oder sein Geld sein kann. Die Frau, die für ihn Neigung haben soll, muß ihm nothwendig gleich in Bildung sein, oder sie wird unaufhörlich von seiner Selbstzufriedenheit gedemüthigt werden.

Frigga schwieg. Die Gräfin saß lange in Gedanken versunken. Schließlich sagte sie:

— Es ist vielleicht etwas Wahres in Deinen Worten, und trotz dem möchte ich denselben widersprechen. Ich gebe zu, daß Aurenius' Stolz durch seine Verbindlichkeit hindurchscheint, daß man leicht merkt, daß sein übertriebenes Selbstgefühl ihn veranlaßt, keinen Augenblick die untergeordnete Stellung zu vergessen, welche er in gewisser Beziehung einnimmt; aber dieses beweist ja eben, daß er eine ganz gesunde und richtige Auffassung der Forderungen der Welt besitzt, was nie ein Fehler sein kann, der ihn der Eigenschaft beraubte, liebenswürdig zu sein.

— Mama, wir lieben nie das, was niederschlagend auf unsere Seele wirkt, und derjenige, welcher uns fortwährend zurückstößt, ist nie gefährlich — sagte Frigga. — Die Stränge des Herzens sind viel zu zart, als daß man irgend eine Melodie auf ihnen mit Eisenhandschuhen sollte spielen können.

Frigga stand auf und ging hin, um sich ans Piano zu setzen.

Die Gräfin sah ihr nach und dachte:

— Ich kann ruhig sein. Frigga ist selbst zu stolz, um ihr Herz an einen Mann zu binden, dessen Charakter sie übermüthig findet, und dessen gesellschaftliche Stellung der ihrigen untergeordnet ist. Freilich verliebte Melcher sich in ein bürgerliches Mädchen; aber mein armer Junge ist hochmüthig, nicht stolz. Frigga dagegen ist stolz, aber nicht hochmüthig. Der Hochmuth kann durch die Leidenschaften erhöht, während der Stolz nur gebrochen werden kann.

Jetzt klang die Stimme Friggas.

Der Wind blieb an den Salonfenstern stehen, die Bäume hielten ihr Laub still und die Blumen öffneten ihre geschlossenen Kelche, um den wunderbaren Tönen zu lauschen.

Ach, wie oft wird nicht die Erinnerung an diese Stimme wiederklingen in meiner Seele und mein Herz mit der Empfindung des Verlustes und der Bewunderung erfüllen!

Gott hatte Frigga eine Stimme gegeben, welche ebenso schön, klar und entzückend war, wie ihr Charakter erhaben, edel und stark. Die Zeit vermag manche Erinnerung zu verwischen, aber gewiß nie die an Frigga und ihren Gesang.

Bei den ersten Tönen trat der Graf zugleich mit dem Doctor und Valentin in den Salon.

Sein Ohr entzücken lassen von dem Gesange der Tochter, war etwas, was der Graf nicht gern versäumte. Auch sah man ihn, wenn ihn keine Angelegenheit anderswo festhielt, immer in den Salon kommen, wenn Frigga gleich der Nachtigall „auf dem grünen Zweig," ihre Stimme erhob.

Als Frigga ein hübsches irländisches Volkslied gesungen hatte, wandte sie sich an Valentin mit der Frage, ob er nicht ein Paar Duette mit ihr singen wollte.

Zum Erstenmale weigerte sich der sonst so artige Valentin. Er sagte, er sei heißer. Das Klangvolle in seiner Aussprache wiederlegte indessen seine Behauptung.

Frigga sah ihn an, ohne mit einem Wort zu versuchen, ihn zu überreden, und sang darauf ein Paar Lieder, von denen sie wußte, daß der Vater sie gern hörte und verließ dann das Instrument.

In demselben Augenblick wurde der Propst angemeldet. Er kam, um, wie gewöhnlich, Abends eine Partie Vira *) mit dem Grafen und dem Doctor zu spielen.

Die Propstin folgte ihrem Manne. Die Gräfin hatte sie einladen lassen.

Als die Propstin nach unaufhörlich wiederholten Verneigungen und tausend Complimenten endlich Plaz genommen, und die Gräfin ein Gespräch über Verschiedenes mit ihr eingeleitet hatte, wovon die welterfahrene Dame wußte, daß es die Pastorsfrau interessiren würde, nahm Frigga ihre Arbeit und ging auf die Terrasse.

Die Arbeit legte sie indessen auf ihre Kniee und statt zu brodiren, ließ Frigga gedankenvoll ihre Blicke auf den in unendlicher Mannigfaltigkeit blühenden Blumenbeeten ruhen.

---

*) Ein Gemisch von L'hombre, Whist und Boston.

Auf ihrem lebhaften Geist lag eine Last von wirklicher Schwermuth. Sie konnte, trotz allen Bemühungen, sich nicht davon befreien, und deshalb überließ sie sich nun ganz und gar derselben.

Lange hatte sie indessen nicht so gesessen, als Jemand ganz in ihrer Nähe bemerkte:

— Dieses ist gewiß ein Tag, der für Ueberraschungen bestimmt ist!

Frigga wandte ihren Kopf. Valentin stand neben ihr.

— Was meint der Lieutenant damit? fragte Frigga.

— Ich meine, daß Fräulein vor einer Stunde mich überraschten, und ich jetzt Sie überrasche.

— Womit?

— Mit Träumen. Es ist das erstemal, daß ich Fräulein ein so schönes und lachendes Bild so gedankenvoll betrachtend finde.

— Ich will dem Lieutenant mit denselben Worten antworten, mit welchen Sie vor einer Stunde mir antworteten: Es ist deshalb nicht gesagt, daß es nicht schon früher geschehen.

— Ich behaupte auch nichts Derartiges, — antwortete Valentin nnd fügte dann mit einer höflichen Verbeugung hinzu:

— Aber vielleicht ist meine Gegenwart Fräulein lästig?

— Durchaus nicht; es wird mir Vergnügen machen, wenn der Lieutenant ein Stündchen mit mir plaudern wollen. Aber Sie sind vielleicht nicht zu einer Unterhaltung aufgelegt?

— Ich bin immer aufgelegt zu einer Unterhaltung mit Fräulein.

— Können Sie errathen, an was ich dachte, als Sie mich anredeten?

— Ich bin nicht dreist genug, um mir eine Vermuthung zu erlauben.

— Darum, weil sie überflüssig wäre. Sie wissen sehr wohl, was meine Gedanken beschäftigte.

— Möglich; aber in diesem Falle behalte ich es bei mir.

— Nun wohlan, dann werde ich das aussprechen, was Sie nicht nennen wollen. Sie haben mich betrübt.

— Ich habe es in der That bemerkt, und doch habe ich nur eine Wahrheit ausgesprochen.

— Gerade darin liegt das Peinliche. Es ist sehr niederschlagend, daß ein Mann, welcher so wirklich gebildet und aufgeklärt ist, wie der Lieutenant, dem, was falsch und ungereimt ist, seine Billigung schenken kann.

— Fräulein Frigga, Sie sind noch viel zu jung, und erlauben Sie, daß ich hinzufüge, viel zu schwärmerisch, um das Leben in seiner wirklichen Gestalt sehen zu können; wenn Sie aber einst Erfahrung gesammelt, dann werden Sie das schätzen, was Sie jetzt verwerfen. Sie werden dann duldsamer werden in Ihrer Beurtheilung der Menschen, der Gesellschaft und der angenommenen Gebräuche.

— In allem dem können Sie Recht haben; aber daß ein Mann von Bildung und Stolz von einem bestimmten Klassenunterschied sprechen kann, das wundert mich. Hätte Gott mich als Mann geboren

werden lassen und mich auf eine noch so niedrige Stufe im Leben gestellt, so würde ich durch meine eigene Kraft und durch den Nutzen, den ich der Gesellschaft bringen könnte, mich emporgeschwungen haben über alle diese Schranken, welche der Standesunterschied errichtet hat. Ich würde dann bewiesen haben, daß Aufklärung und wahre Tüchtigkeit ....

— Zu Ehre und Auszeichnung führen können, — fiel Valentin ein, — dessen bin ich ganz gewiß; aber wenn Sie einer der niedern Klassen entsprossen sich in eine höhere hinaufgeschwungen, so blieben doch dieselben Schranken, welche Sie von der Stelle, der Sie jetzt angehören, trennten, zwischen Ihnen und dem Platz, den Sie verließen. Trotz alledem würden Sie nicht im Stande sein, das Gitterthor niederzureißen, welches sich zwischen dem Emporkömmling und dem Hochgeborenen erhebt.

— Lieutenant Aurenins, wie ist es möglich, so zu sprechen! — brach Frigga aus.

— Um Verzeihung, ich werde gleich beweisen, daß ich Recht habe. Klassenunterschiede hat es immer gegeben und wird es immer geben. So weit wir auch in der Zeit zurückgehen, sehen wir, daß es sich so verhielt. Es gibt kein so ungebildetes Volk, daß es nicht Häuptlinge und gemeine Leute hat, und es hat keine so gebildete und cultivirte Nation gegeben, bei welcher nicht eine scharfe Gränze zwischen den ungleichen Klassen in der Gesellschaft stattfand. Es scheint deshalb Gottes Absicht zu sein, daß die Menschen durch getrennte Mittel, Interessen und Wirksamkeit gleichsam von einander abgesondert werden sollen, während sie nach einem gemeinsamen Ziele

streben, das heißt: der Veredlung der ganzen Menschheit durch eine höhere, sittliche und intellectuelle Entwickelung. Laßt uns einen Blick um uns in der Natur werfen, auf diese verschiedenartigen Bäume, und wir können sagen, daß sie gleichsam die ungleichen Klassen in einer Gesellschaft repräsentiren. Die Eiche verlangt einen andern Boden und Nahrungsstoff, als die Tanne. Sie werden beide Bäume genannt, kennen in demselben Walde wachsen und neben einander stehen; aber doch existirt zwischen ihnen ein bestimmter Unterschied, welcher verursacht, daß sie sich nicht in einer und derselben Wurzel vereinigen. Man kann freilich die Zweige des einen auf den andern impfen; aber es gelingt selten und oft stirbt der Baum ab, auf dessen Stamm man einen fremden Zweig geimpft.

— Das Bild, welches Sie eben wählten, ist falsch, — fiel Frigga ein; — denn jede Klasse von diesen Bäumen bleibt sich gleich und kann nicht durch Cultur in etwas Besseres verwandelt werden, als sie sind. Die Föhre kann nicht eine Buche und die Buche nicht eine Eiche werden; aber der Sohn des Bauers kann Graf werden und die höchsten Aemter bekleiden.

— So etwas passirt bisweilen, — antwortete Valentin lächelnd, — und ich habe nur die Bäume herbeigezogen als Beweis, daß die Natur selbst ihre Klassenordnung hat. Was in der Natur gilt, gilt auch unter den Menschen. — In jener Zeit, wo die körperliche Kraft am höchsten geschätzt wurde, war der Stärkere der Mächtigste, und damals hatten wir die Uebermacht der Kraft über die Schwäche. Es

ist diese, welche uns die erblichen Vorrechte gebracht. Der Platz, welchen zuerst das Schwert einnahm, ist derjenige, welchen jetzt der Adel einnimmt. Zwischen dem höchsten und niedrigsten Stand der Gesellschaft steht die Mittelklasse, der Bürger und Handwerker, alle mit ungleichen Sitten und Interessen.

Valentin beugte sich etwas nach vorne und fügte, während er im Sande zeichnete, hinzu:

— Eine anerkannte Wahrheit ist es, daß wir unsere Gewohnheiten mit uns vom elterlichen Hause bringen. Wenn dem so ist, so gibt es ja schon von Kindesbeinen an einen Unterschied in den Ansichten, Denkweisen und Lebensbedürfnissen, welcher nicht so leicht aufgehoben werden kann.

— Aber der Sohn des Bauers kann sich die Bildung des Edelmanns aneignen und sich von der Sphäre entfernen, in welcher er als Kind gelebt, — fiel Frigga ein.

— Er kann das, was noch mehr ist, er kann den Edelmann an Aufklärung und gebildetem Verstande übertreffen; aber er wird doch immer in seinem Innern etwas vom Bauer behalten, welches scharf contrastiren wird mit den Gefühlen und Sympathien des Edelmanns. Die Welt wird sich außerdem immer erinnern, daß er ein Kind des Volkes ist. — Laßt uns zwei junge Leute nehmen, den einen einen Bauernsohn, der mit Auszeichnung Magister wird, den anderen einen Grafen, der mit knapper Noth durch Carlberg gekommen und Lieutenant geworden ist. Führt sie ein in die kleinste Hütte, oder in den glänzendsten Salon, im Dorf oder bei Hofe: überall

wird der Graf den Vortritt vor dem Magister haben. — Angenommen, daß diese beiden jungen Männer ein und dasselbe Mädchen lieben und um sie anhalten, welchem von ihnen, glauben Sie, daß sie ihre Hand schenkt, dem Bauern, oder dem Grafen?

— Wenn sie selbst gebildet ist, so wird sie den Bauernsohn wählen, — antwortete Frigga.

— Möglich, daß sie das thun wird; aber wenn sie von sogenannter guter Familie ist, dann werden ihre Eltern nicht derselben Ansicht sein, und ich glaube, daß sie Recht haben."

— Recht! — rief Frigga und sah Valentin an.

— Ja wohl! Sie bilden sich natürlich ein, daß der Bauernsohn eine gewisse Rohheit in Geschmack und Gefühlen beibehalten hat, welche in Streit mit denen des fein erzogenen Mädchens sind. Dies würde tausend bittere Stunden in ihrem Zusammenleben verursachen und möglicherweise zu Zwist und häuslichem Unglück führen.

— Herr Lieutenant, wir sprechen hier von einem gebildeten Mann. Hier ist also nicht nur die Frage von einem blos intellectuell Gebildeten."

— Fräulein, diesem gebildeten Bauernsohn würde es eben schwer halten, irgend ein häusliches Glück an der Seite einer Gattin zu finden, die blos eine äußere Politur, schwache Gewohnheiten und eitle Launen besäße. Je gebildeter er wäre, desto mehr Ansprüche würde er machen, Ansprüche, welche das hochgeborene Mädchen für ungehörig für einen Mann ansehen würde, zu dem sie herabgestiegen.

— Sie huldigen also dem Klassenunterschied?

— Ich huldige ihm nicht; aber ich sage, daß er

immer existiren wird. Der Adel räpräsentirt die Aristokratie der Ritterlichkeit und des Schwertes. Er gehört einem verschwundenen Zeitalter an und wird von dem des Geldes verdrängt, welches in der Zukunft von dem der Bildung umgestürzt werden wird."

— Aber mit Bildung und Aufklärung müßte wohl auch Gleichheit entstehen."

— Durchaus nicht. Bildung und Aufklärung können nicht allen Menschen in gleichem Maße gefallen."

— Sie haben Recht; denn der höchste Grad intellectueller und moralischer Bildung kann nicht zugänglich oder gleich möglich für Alle werden, und derjenige, welcher im Besitze derselben ist, muß also den Abstand zwischen sich und dem weniger Gebildeten kennen."

— Nun wohl, wenn Fräulein dies zugeben, so sind wir auch einig. Sie müssen dann einräumen, daß die Gitterthore nicht aufhören können zu existiren.

— Zwischen gebildeten Menschen sollten sie nicht gefunden werden.

Valentin betrachtete sie eine Weile.

— Erinnern Sie sich des Magister Grönbeck, welcher vergangenes Jahr im Propsthofe zum Besuch war? — fragte Valentin, als wenn er das Thema abbrechen wollte.

— Das wäre wohl unmöglich, einen so intelligenten Mann zu vergessen.

— Verdient er den Namen eines wirklich Gebildeten?

— Mit vollem Rechte.

— Halten Sie ihn für Ihnen gleich in Bildung?

— Wer mir überlegen ist, ist mehr, als meines Gleichen, — antwortete Frigga.

— Ein Weib kann sich also stolz fühlen, von ihm geliebt zu werden.

— Ja!

— Er ist indessen nur der Sohn eines armen Küsters.

— Desto größer ist sein Verdienst, daß er sich so außerordentliche Kenntnisse hat aneignen können.

— Ist er nach Ihrem Dafürhalten sowohl Liebe als Achtung werth?

— Mehr als Jemand, den ich kenne.

Und doch, wenn es ihm gelänge Ihr Herz zu gewinnen und er dann um Ihre Hand anhielte, was für eine Antwort glauben Sie, daß der Graf geben würde?

Eine heftige Röthe flog über Friggas Antliz.

Es war etwas derb von Valentin gewesen, einen sehr empfindlichen Punct in ihrer Seele zu berühren; aber troz dem Schmerze, den diese Berührung verursachte, antwortete Frigga, deren Seele Unwahrheit und Verstellung so fremd waren, wie dem Tageslicht die Finsterniß der Nacht:

— Er würde sich weigern, ihm seine Tochter zu geben.

— Und ich billige die abschlägige Antwort des Grafen, — antwortete Valentin. — So lange es einen Adel gibt, muß dieser Adel die Principien desselben aufrecht erhalten. Zwischen Ihnen und Grönbeck erhebt sich also dasselbe Gitterthor, von welchem ich sprach, als ich das Gemälde beschrieb, welches mich fesselte.

Frigga schwieg. Es entstand eine Pause.

Valentin hatte mit einer solchen Ruhe gesprochen, daß man deutlich hörte, wie er nur mit seinem Verstande das Thema discutirte.

Nach langem Schweigen sagte Frigga:

— Warum weigerte sich der Lieutenant, mit mir zu singen:

— Weil das Gitterthor vor meiner Erinnerung stand, — antwortete Valentin lächelnd.

— Das begreife ich nicht; dasselbe hat es ja immer auf Liungbro gegeben, seit Sie hierher gekommen und lange vor der Zeit.

— Ich habe es immer gewußt, Fräulein Frigga; aber heute Abend kam es mir vor, als wenn ich dessen eiserne Stangen zwischen Ihnen und mir sehe.

— Warum mehr heute Abend, als sonst?

— Was weiß ich, vielleicht, weil Sie und ich uns darüber unterhielten.

— Und dieß war die Ursache Ihrer Weigerung?

— Ganz gewiß. Wäre ich Ihrem Wunsche nachgekommen, so würde ich schlecht gesungen haben, und ich bin viel zu eitel, um mich bloßzustellen und Anderer Nachsicht zu bedürfen.

— Sagen Sie lieber, daß Sie zu viel Eigenliebe besitzen, um Etwas zu thun, was Sie nicht für tadellos halten.

— Und wenn dem so wäre, so läge ja darin ein ganz ehrenwerthes Streben.

— Wenn das Streben darauf ausginge, irgend eines Anderen als Ihr eigenes Gefallen zu gewinnen. Uebrigens, Lieutenant Aurenius, wer sagt Ihnen, daß gerade Sie nicht der Nachsicht Anderer bedürfen?

— Mein eigenes Urtheil.

— Jetzt lachte Valentin.

— Keineswegs; aber wenn man nach seiner besten Ueberzeugung handelt, so hat man Alles gethan, was man vermag; mehr kann kein Mensch verlangen.

— Aber wenn Sie trotzdem fehlen, so bedürfen Sie ja doch Anderer Nachsicht.

— O ja; aber mit dem Unterschied, daß, wenn ich mich in Unkenntniß meines Fehlers befand, so wird dasselbe mit der Strafe der Fall sein.

— Sie betrachten also die Nachsicht als eine Strafe?

— Ja, gewiß, denn sie bringt Demüthigung mit sich.

— Und doch habe ich heute viel Nachsicht mit Ihnen haben müssen.

— Sie! — rief Aurenius und betrachtete überrascht Frigga, welche in diesem Augenblick ihren Kopf ungewöhnlich hoch trug.

— Geben Sie nicht Unkenntniß vor, die ebenso wenig wirklich vorhanden ist, wie die angebliche Heiserkeit, sondern ziehen Sie es vor, wahr zu sein; das steht dem gebildeten Menschen am besten an. — Sie haben sich so vollkommen auf meine Nachsicht verlassen, daß Sie ganz rücksichtslos die empfindlichsten Themata berührten. Ich wiederum, die ich auch meine Eigenliebe besitze, habe nicht gewollt, daß Sie sich in mir verrechnen sollten, weil Sie bei mir eine gute Eigenschaft voraussetzten, und deßhalb habe ich auch nicht einen Schatten von Verdruß empfunden.

— Was fühlte Fräulein Harthon damals? — frug Valentin, und heftete seine durchdringenden Augen auf das junge Mädchen.

— Ich fühlte Befriedigung bei dem Bewußtsein, daß Sie in meiner Schuld, weil ich, trotz alledem, doch Ihre Freundin bin.

Frigga reichte ihm die Hand und fügte hinzu:

— Ein richtiges Maß von Stolz ist eine Tugend, aber zu viel ein Fehler.

Valentin ergriff die dargereichte Hand und drückte sie mit Ehrfurcht. Darauf sagte er:

— Ich werde mir die Lection zu Herzen nehmen und seien Sie überzeugt, daß ich nicht so bald wieder Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen werde; dazu hege ich viel zu große Achtung vor Fräulein; allein ich habe zu hohe Gedanken von Fräuleins Verstand, daß ich glauben könnte, Sie würden die Wahrheit verschweigen. Meine Worte sind nie darauf berechnet, zu verletzen, sondern meine Ueberzeugung auszudrücken. Sie müßten das wissen.

— Siehe — sagte Frigga, ohne das Thema fortzusetzen, und zeigte auf die untergehende Sonne, — siehe, wie Gott seine Güte leuchten läßt über Meer und Land, über Wälder und Thäler! Betrachten Sie dieses Gemälde. Nach meinem Dafürhalten ist es der Aufmerksamkeit ebenso würdig wie das, welches Sie fesselte und das jezt hinter uns liegt.

— Fräulein, das Gemälde vor uns ist ein Bild des ideellen, das hinter uns des wirklichen Lebens. Wenn Sie sich auch noch so wenig zurückneigen, so stoßen Sie mit dem Kopf gegen die grauen Steinmauern des Schlosses.

— Ich neige mich lieber vor.

— Nun, und was hilft das? Sie vermögen ja doch nicht das blaue Meer, die blühenden Gestade,

die tiefen Wälder und die untergehende Sonne zu umarmen. Die Wirklichkeit ist das, was wir besitzen; das Ideal das, was wir träumen und fast nie im Leben wiederfinden.

— Aber wenn wir es vor uns haben, so können wir gerne das vergessen, was hinter uns liegt, — antwortete Frigga, erhob sich von der Bank und ging hinein in den Salon.

Valentin blieb zurück auf der Terrasse, aber nicht, um Frigga mit seinen Blicken zu folgen, sondern nur, um ein kleines Unkraut sorgfältig zu entfernen, welches es gewagt hatte, seine plebejischen Blätter neben einer prunkenden Levkoie emporzustrecken.

Als es ihm gelungen war, es mit der Wurzel auszureißen, betrachtete er es mit gespanntem Interesse. Frigga, das Gespräch und Alles schien vergessen über die botanische Untersuchung, welche er anstellte.

Als diese zu Ende war, wurde die Pflanze sorgfältig zwischen die Blätter seines Taschenbuchs gelegt, worauf Valentin seinen Weg nach dem Meere zu nahm.

Der Mond stieg langsam im Osten auf und erhob seine Silberscheibe über die Wasserfläche, in deren Schooß er sein bleiches Antliz spiegelte, ohne Wärme und ohne eigentliches Licht.

Auf Liungbro war Alles zur Ruhe gegangen.

Die Gitterthore zur Allee und zum Park waren geschlossen. Ganz phlegmatisch machten zwei große Hofhunde ihre Runde um den Hof, um nachzuspüren ob kein Unberufener sich ohne ihr Wissen hineingeschlichen hatte.

Als der eine von ihnen bei dem kleinen Säulengang ankam, welcher das alte Schloß mit dem mo-

dernen Flügel verband, blieb er stehen und ließ ein leises Knurren vernehmen. Der Klang von Schritten traf das Ohr des wachsamen Thieres.

Die Thüre am Flügel wurde geöffnet und eine weibliche Figur trat hinaus in den Säulengáng.

Das mißvergnügte Knurren des Hundes wurde mit einem freundlichen Gekläff vertauscht. Er sprang hinein zwischen die Säulen, um derjenigen, welche herauskam, freundlich zu begegnen.

Es war Frigga. Sie streichelte den Kopf des treuen Wächters und wehrte dadurch seine heftigsten Freudenbezeugungen ab, worauf sie den Weg durch den Gang und in das alte Schloß weiter fortsezte.

Als die Thüre sich hinter Frigga geschlossen, ertönten die dumpfen Schläge der Thurmuhr, welche meldeten, daß die Mitternachtsstunde gekommen sei.

Ohne sich dadurch stören zu lassen, nahm Frigga ihren Weg hinauf in den ersten Stock.

Sie ging durch die düstern vom Monde erhellten Gänge und Zimmer so sorglos, als wenn sie an einem warmen Sommertag in dem Park spazieren gegangen wäre.

Das Oede, um nicht zu sagen Unheimliche, sowohl der Zeit wie des Ortes, schien nicht im Geringsten auf sie einzuwirken. Man merkte leicht, daß sie an diese nächtlichen Promenaden in der Burg ihrer Väter gewöhnt war, und daß sie eine gewisse Vorliebe für dieselben hatte.

Nachdem sie durch verschiedene kleine Zimmer passirt war, trat sie in die große Porträtgallerie ein, welche, in dieser Halbdämmerung gesehen, wirklich etwas Gespensterhaftes an sich hatte.

Frigga blieb einige Secunden an der Thüre stehen und ließ ihre Blicke dieses Zimmer überschauen, welches die Züge der längst Dahingegangenen barg, die einen Namen als Erbschaft hinterlassen, der durch Verdienste derselben ausgezeichnet war.

Die Erbin dieses Namens stand zu mitternächtlicher Stunde ganz allein im Ahnensaale ihrer Vorväter.

Nachdem Frigga eine Weile so gestanden, wandte sie sich nach rechts und ging langsam vorwärts, indem sie einen Augenblick bei jedem Porträt, an welchem sie vorbeipassirte, verweilte.

Bei einigen hielt sie sich länger auf, gerade als wenn sie wünschte, daß die leblosen Züge im Stande gewesen sein möchten, die längst gestorbenen Freuden und Leiden des Herzens zu erzählen.

Auf diese Weise war Frigga an einem Porträt angelangt, welches seinen Plaz mitten an einer der langen Wände hatte.

Sie stand vor dem Bilde eines Mannes, welcher in ein katholisches Bischofsgewand gekleidet war,

Die Strahlen des Mondes fielen gerade auf das Bild und erhellten mit einem eigenen Lichte die Gesichtszüge, die im höchsten Grade charakteristisch waren.

In seinen Blicken lag der Ausdruck einer unendlichen Güte und Schwermuth, welcher mit dem Zuge der Strenge um seinen Mund scharf contrastirte. Die hohe und breite Stirne war gleichsam von Gedanken beschwert, und die eingesunkenen und bleichen Wangen waren von Leiden abgezehrt. Man konnte sehen, daß der Kampf mit irdischen Leiden die Kraft

seines Körpers gebrochen, daß aber die Seele verklärt und veredelt, siegreich aus dem Streite hervorgegangen sei.

Unter dem Namen des Prälaten war, wie bei einigen wenigen der anderen Porträts, auf dem vergoldeten Rand des Rahmens ein breiter schwarzer Strich gezogen.

Frigga betrachtete mit einem Blick voll Ehrfurcht dieses Gesicht, um welches man meinte, daß eine Glorie am Platz gewesen wäre.

— Wie viel man für seine Pflicht thun kann, das hast Du uns gelehrt, — flüsterte Frigga. Du bist in meinen Augen größer, als alle Deine stolzen Vorfahren und Verwandte, denn Du opfertest Dich selbst und alle Deine Hoffnungen auf Glück und Zufriedenheit, um nicht den Willen eines stolzen Vaters zu kränken. Dir zu gleichen in Gerechtigkeitsliebe, in Verträglichkeit, in Güte und Aufklärung — siehe, das ist Etwas, was ich wünschte. — Dann wäre ich vollkommen würdig, den Namen zu tragen, welchen Du durch Deine Seelengröße so verehrungswürdig gemacht, und doch — findet sich unter Deinem Namen dieser bedeutungsvolle Strich. Es ist also in unserem Geschlecht ein Verbrechen, ein Herz zu besitzen — und dieses Verbrechen kann nicht einmal der Tod versöhnen.

Frigga faltete die Hände, sank auf die Kniee vor dem Bilde und stammelte ein warmes inniges Gebet. Eben als sie damit zu Ende war und wieder aufstehen wollte, hörte sie ein durchdringendes und dumpfes Geräusch hinter sich. Der Wiederhall davon klang durch die ganze Gallerie.

Schnell drehte Frigga sich um, um zu sehen, was es sei. Auf dem Boden lag ein Gemälde, welches von der entgegengesetzten Wand herabgefallen war.

Ohne sich zu besinnen, eilte Frigga hin, um nachzusehen, was Schuld daran gewesen, daß das Bild sich von der Wand losgemacht.

Als sie es aufhob und einen Blick darauf warf, zuckte sie zusammen, als wenn sie durch einen unangenehmen Anblick berührt worden wäre.

Das Porträt war das des Grafen Axel Harthon und abgenommen, als er noch ganz jung war.

Frigga trat an eines der hohen Fenster und betrachtete, indem sie das Bild so hielt, daß die Mondstrahlen darauf fielen, die schönen, feinen und regelmäßigen Züge und flüsterte:

— War es mein Gebet, das Dir mißfiel, oder welche traurige Begebenheit soll es bedeuten, daß Du niederfielst? Ach mein edler geliebter Vater, Du weißt ja, daß Deine Tochter nie die Rücksichten vergessen wird, welche sie auf Deine Pläne zu nehmen hat.

Frigga drückte ihre Lippen gegen das Porträt; darauf wandte sie es um, um zu sehen, ob der Haken entzwei gegangen. Er war ganz, und so konnte der Fall nicht daher kommen; aber in demselben Augenblick erregte ein geschriebenes Zettelchen, welches auf die Rückseite geklebt war, ihre Aufmerksamkeit.

Das junge Mädchen näherte sich noch mehr dem Fenster und las unter Anstrengung ihrer Augen folgende Worte, welche mit der Handschrift ihres Vaters geschrieben waren:

„Wenn Axel Harthon zu seinen Vätern gegangen

ist, soll unter seinen Namen ein schwarzer Strich gesetzt werden.“

Die Bewegung, welche Frigga beim Lesen dieses empfand, war so heftig, daß sie das Bild beinahe hätte fallen lassen.

Ein Windzug ging in diesem Augenblick durch die Gallerie und sauste wie ein Seufzer an Friggas Ohren vorbei.

Sie blickte um sich, als wenn sie erwartete, daß ihre Ahnen aus den Rahmen heraustreten würden, um ihr zu helfen, diese bedeutungsvollen Worte zu lesen.

Lange stand Frigga und starrte das geschriebene Blättchen an, als wenn sie sich hätte überzeugen wollen, daß es kein Traum gewesen. Endlich seufzte sie tief. Mit einer eigenthümlich entschlossenen Bewegung sprang sie auf einen Stuhl und sah nach, ob der Nagel nicht los gegangen; aber der saß fest wie ein Berg, und doch war das Gemälde von der Wand herunter gefallen.

War das eine Offenbarung, welche der Herr der Geschicke ihr zugesandt? Diese Frage konnte Frigga nicht beantworten; aber als sie wieder das Porträt des Vaters aufhängte, stammelte sie mit einem Blick nach oben:

— Gott, ich danke Dir; Du hast mir all mein Vertrauen wiedergegeben!

Damit verließ sie die Gallerie und kehrte durch den Säulengang in ihr Zimmer zurück.

Der Morgen, welcher auf diese Nacht folgte, kam heran mit einer finsteren, schweren, umwölkten Stirne. Ueber der Himmelswölbung hingen Wolken, wie Sorgen über der Seele, die das Licht und die Klarheit verscheuchten.

Die Luft war dumpf und schwül; nicht ein einziger Windzug milderte das Drückende darin. Bäume und Pflanzen standen da mit hängendem Laub und niedergebeugten Blumenkronen.

Die Frühstücksglocke auf Liungbro ertönte mit einem eigenen klagenden Klang, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn die Luft schwer ist.

Beim ersten Ton derselben trat Valentin in den Speisesaal, vollkommen überzeugt, daß er der Erste sei, aber er fand zu seiner Ueberraschung Frigga bereits dort, — Etwas, was ihm nicht sehr zu gefallen schien, denn bei ihrem Anblick zog er ganz unfreiwillig die Augenbrauen zusammen.

Frigga wandte sich an ihn mit einem Gesicht, das ebenso lächelnd und freudestrahlend aussah, wie der Tag wolkig und traurig war.

— Guten Morgen, Herr Lieutenant! — rief Frigga Valentin zu. Wie geht es mit unserer Wette?

— Der Graf und ich haben sie verloren, — sagte Valentin sich verneigend.

— Und werden auch in der Folge alle derartigen Wetten verlieren, falls Ihr unbesonnen genug sein solltet, dieselben einzugehen.

— Ich für meinen Theil werde mich davor in Acht nehmen, — versicherte Valentin. — Ich bin zu arm, um Verluste ertragen zu können. Aber, — fügte er munter hinzu, — genau gerechnet, ist es nicht so ganz

sicher, daß der Graf und ich das Spiel verloren haben.

— Nicht! Was soll das bedeuten, mein Herr? Wollen Sie die Wahrheit verläugnen? — antwortete Frigga scherzend.

— Das sei ferne von mir; aber die Wahrheit ist bisweilen sehr vielseitig.

— Der Lieutenant will den Advokaten spielen.

— Durchaus nicht; laßt uns die Sache ein wenig näher betrachten!

— Gern; Papa und Sie behaupteten gestern, daß ich immer die Letzte beim Frühstück sei.

— Und wir hatten Recht. Es sind achtzehn Monate, daß ich das Glück habe, auf Liungbro zu verweilen und . . . .

— Während dieser Zeit bin ich gewöhnlich mit dem letzten Glockenschlag gekommen, — fiel Frigga ein.

— Sie haben jetzt selbst zugegeben, daß wir Recht hatten.

— Ja in Ihrer ersten Behauptung, aber durchaus nicht in dem Schlußsatz, den Sie beide daraus gezogen.

— Daß Fräulein die Morgenruhe liebten.

Jetzt lachte Valentin.

— Gerade darin irrten Sie sich. Meine vornehmen Gewohnheiten haben sich nie durch Vorliebe für das Schlafen an den Tag gelegt. Dazu bin ich zu beweglich. Sie sind wohl der Einzige, der mich dergleichen beschuldigt.

— Um Verzeihung, der Graf that es auch.

— Einzig und allein deßhalb, weil es hie und da einmal passirte, daß ich den Einfall bekam, mich zu verschlafen.

— Ob das nicht gewöhnlicher ist, als das Gegentheil?

— Der Herr Lieutenant ist rücksichtslos und am besten ist es, daß wir uns jetzt an die Gegenwart halten. Um was wetteten wir?

— Darum, daß Fräulein nicht die erste beim Frühstück sein könnten.

— Durchaus nicht, sondern Papa behauptete, daß ich es nicht an einem einzigen Morgen sein konnte, und damit stimmten Sie überein.

— Ich wage nicht die Behauptung des Fräuleins zu bestreiten, sondern überlasse die Sache der Beurtheilung des Grafen, — sagte Valentin und verneigte sich vor dem gräflichen Paare, welches eben eintrat.

Der Doctor und die frühere Gouvernante, Aurora Dorbineau, kamen ebenfalls in den Speisesaal.

Der Graf scherzte über die Anstrengung der Tochter, so früh auf zu sein. Er war bei sehr heiterer Laune und behauptete, daß Frigga wegen ihrer schönen Bemühungen es verdiene, die Wette zu gewinnen.

Die fröhliche Stimmung Friggas und ihres Vaters machten einen wohlthuenden Eindruck auf die Uebrigen, welche Alle mehr oder weniger unter der Einwirkung der schwülen Luft auf das Gemüth litten.

Nach dem Frühstück kündigte Frigga an, daß sie eine Reittour zu machen beabsichtige.

Die Gräfin brachte einige Einwendungen dagegen vor, weil der Himmel so unglückdrohend aussah.

— Wir bekommen gewiß ein Gewitter, — sagte sie.

— Und wenn das geschieht, fiel der Graf ein,

so ist meine kleine Amazone nicht ungewöhnt an ein Sturzbad und fürchtet sich auch nicht sehr davor, — oder wie, Frigga?

— Ich habe zu viel von meines Vaters unerschrockenem Blut, als daß ich die Furcht auch nur dem Namen nach kennen sollte.

— Gut geantwortet! — Der Graf lächelte seiner Tochter zu. — Auch habe ich Dir einen Vorschlag zu machen. Würdest Du nicht erlauben, daß ich und Lieutenant Aurenius Deine Ritter werden?

— Unendlich gern! — Frigga neigte anmuthig ihren Kopf.

— Ich fürchte nur, daß meine Ritter dann das Ziel meiner Promenade bestimmen müssen.

— Ach, das ist etwas, dem das Fräulein sich nicht zu unterwerfen beabsichtigt — sagte der Graf scherzend.

— Für diesmal ist es mir gleichgültig, wo der Weg uns hinführt, besonders wenn der Graf Axel Harthon den Curs bestimmt.

Frigga sagte dies mit einem Blick, welcher deutlich zeigte, wie wirklich lieb sie den Vater hatte. Dann hüpfte sie aus dem Speisesaal hinaus, um das leichte Musselinkleid mit einem Reitkleid zu vertauschen.

Eine Stunde später stand die Gräfin am Fenster und sah, wie die Tochter mit dem Vater zur Rechten und Valentin zur Linken die Allee hinabritt.

Frigga's feine und harmonische Gestalt nahm sich besonders schön aus in dem dunklen Reitanzug. Der kleine Kastorhut stand ihr gut, und es war kein

Wunder, daß das Auge der Mutter ihr mit Wohlgefallen folgte.

An einem andern Fenster des Salons stand Aurora Dorbineau, eine ausgezeichnet gebildete und ungewöhnliche Dame, welche jetzt, nachdem die Erziehung des Fräuleins vollendet war, sich bei der gräflichen Familie als ein Mitglied derselben aufhielt.

Als die kleine Reitertruppe am Ende der Allee verschwunden war, sagte die Gräfin zu Aurora:

— Lieutenant Aurenius hat eine wirklich stattliche Figur und nimmt sich gut aus zu Pferd.

— Ja, das thut er. Der Lieutenant ist in der That sowohl ein schöner, als ein geistreicher Mann; aber demohngeachtet hat er nichts Einnehmendes. Es friert Einen bei seiner kalten Höflichkeit und man spürt keine Lust, sich ihm zu nähern.

— Ich fürchte, daß dieses Urtheil von Dir etwas einseitig ist, sagte die Gräfin. — Man hat mir noch neulich mitgetheilt, daß er in Paris sehr beliebt gewesen.

— Ja, das ist wahr, die Ursache mag die sein, daß er zu sehr Salonmann ist, um nicht in dem gesellschaftlichen Leben angenehm zu sein, — antwortete Aurora und fügte mit einem eigenen Lächeln hinzu:

— Unbegreiflich, daß eine so mittelmäßig ausgestattete Mutter, wie die seinige, einen so reichbegabten Sohn bekommen konnte.

— Sein Vater hat einen ausgezeichneten Kopf, — meinte die Gräfin.

Ein Weile bildete die ungewöhnliche Intelligenz und die übrigen guten Eigenschaften des Propsten den

Gegenstand des Gesprächs unter den beiden Damen; schließlich äußerte die Gräfin:

— Hat Aurora gehört, daß der junge Aurenius in Paris ein Liebesabenteuer mit einer verheiratheten Dame gehabt haben soll, welches ihn veranlaßte, ganz plötzlich Frankreich zu verlassen? Außerdem behauptet man, daß er sich duellirt habe. Ich sollte mich wundern, ob diesem Gerücht irgend etwas Wahres zu Grunde liegt.

— Darf ich zu fragen wagen, von wem die Gräfin das gehört? — fragte Aurora.

— Mein Schwestersohn, Graf Ernfrid Eldau, erwähnte, daß er in Paris viel von Aurenius habe sprechen hören, und daß man dort allgemein bebehauptete, der Lieutenant sei abgereist aus Aerger, daß ein Anderer ihm vorgezogen worden. Aus mancherlei Gründen würde es mich interessiren, den wirklichen Zusammenhang zu erfahren. Weißt Du Etwas, so sage mir es. Daß es durch mich nicht weiter kommt, brauche ich nicht zu sagen.

— Frau Gräfin, was mir bekannt ist, werde ich Ihnen mittheilen. Ich habe es von meiner Schwester gehört, welche, wie die Gräfin wissen, Gouvernante von Marquis de Maillé's Tochter, der jetzigen Gräfin Eldau, gewesen ist. Kurz vor der Heirath mit dem Grafen schrieb mir meine Schwester und ergoß sich in Klagen über die beabsichtigte Partie. Ihre geliebte Schülerin sollte eine Heirath gegen ihren Willen eingehen. Meine Schwester theilte mir zu gleicher Zeit mit, daß Fräulein Lilia zwei Jahre zuvor mit einem jungen Schweden Bekannt-

schaft gemacht, welcher sich zu jener Zeit in Frankreich aufgehalten.

Dieser, Lieutenant Aurenius, wurde durch den schwedischen Minister in die Salons des Marquis eingeführt, wo er mit vielem Wohlwollen empfangen und behandelt wurde.

Als der Marquis sich während des Sommers auf ihr Schloß auf dem Lande begab, wurde der junge Fremde eingeladen, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Während des täglichen Zusammenseins entwickelte sich das Wohlgefallen, welches Fräulein Lilia für ihn gefaßt, zu einer heftigen Neigung, welche aller Wahrscheinlichkeit nach von seiner Seite erwiedert wurde.

Eines Abends, als die jungen Leute im Parke des Schlosses Maillé miteinander promenirten, fand wahrscheinlich eine Erklärung zwischen ihnen statt. Die Details davon kannte meine Schwester nicht.

Genug, am folgenden Morgen war Aurenius abgereist und hatte einen Brief an den Marquis hinterlassen, in welchem er um Verzeihung wegen seiner plötzlichen Abreise bat, aber vorgab, daß eine wichtige Angelegenheit ihn zwinge, schleunigst abzureisen.

An Fräulein Lilia hatte er ebenfalls einen Brief geschrieben, welchen er meiner Schwester zum Uebergeben an dieselbe hinterlassen hatte.

Den Inhalt desselben kennt nur diejenige, an welche er gerichtet war.

Die Wirkung davon war, daß das Fräulein nach dem Lesen desselben krank wurde.

Während der Fieberanfälle verrieth sie ihre Nei-

gung. Die Marquisin, welche auf diese Weise Kenntniß davon erhielt, erwähnte dann im Allgemeinen, um alle Vermuthungen irre zu leiten, daß Aurenius eine Liebesaffaire mit einer Frau gehabt, die ihm ein Duell zugezogen, welches ihn veranlaßt hätte, Paris zu verlassen.

Im Jahre darauf wurde Fräulein Lilia gezwungen, Graf Eldau ihre Hand zu reichen.

— Die Duellgeschichte ist also nur eine Erfindung? — fragte die Gräfin.

— Vollkommen, denn Aurenius begab sich direct nach Calais und von dort nach England.

— Nun, für was für eine Art Menschen hältst Du Lieutenant Aurenius? — hob die Gräfin nach einer Weile wieder an.

— Ich halte ihn für einen Schweden — antwortete die Französin mit einem eigenen Lächeln. — Das heißt, daß er einen Charakter von Eisen, ein Herz von Granit und einen Kopf von Gold hat. — Ich kenne nicht das Fräulein de Maillé; aber sie mußte ein ganz sonderbares Weib sein, um sich an diesen Mann zu binden, welcher nur aus Stein und Metall zusammengesetzt ist.

Man hatte seit der Rückkehr des Grafen Harthon von Eldaus das neuverheirathete Paar zum Besuch erwartet.

Während die Gräfin und Aurora zusammensaßen und sprachen, langte auch ein reitender Bote mit einem Brief an die Gräfin an, in welchem Ernfrid ihr

mittheilte, daß er bereits binnen ein paar Tagen auf Liungbro eintreffen würde.

Nachdem sie den Brief gelesen, bemerkte die Gräfin:

— Was Du mir eben mitgetheilt, macht, daß ich mich in Verlegenheit befinde, was ich jetzt, wo mein Schwestersohn hierherkommt, thun soll. Ein Zusammentreffen der Lilia mit Aurenius ist nicht schicklich. Rathe mir, was ich thun soll.

— Frau Gräfin, da Sie erlauben, daß ich meine Meinung sage, so lautet sie folgendermaßen: Thun Sie, als wenn Nichts passirt wäre! Hat die Gräfin noch irgend eine Neigung zu Lieutenant Aurenius, so ist er gewiß der beste, der sie davon heilen kann.

— Aber wenn diese Neigung erwiedert wird, so wird sie ja eben wieder aufgefrischt und mit neuer Stärke zurückkehren.

— Ich versichere, daß Lieutenant Aurenius so in sich selbst verliebt ist, daß er Niemand anders lieben kann, — sagte Aurora. — Uebrigens, — fügte sie fein lächelnd hinzu, — werden die Frau Gräfin jetzt Gelegenheit bekommen, seinen Charakter zu beurtheilen. Sollte sein Betragen so werden, daß die Frau Gräfin es mißbilligen, dann ist es ja sehr leicht, ihn unter irgend einem Vorwand zu entfernen.

Die Gräfin, welche in den gesunden und ungewöhnlichen Verstand der Gouvernante ein großes Vertrauen setzte, gab ihr Recht und es wurde beschlossen, daß man eine vollständige Unkenntniß dessen, was vorgegangen, an den Tag legen sollte.

Ein betäubender Orkan fuhr brüllend durch die

Luft, und kam als ein Vorläufer des Gewitters, welches jetzt ausbrach.

Die Gedanken der Gräfin richteten sich mit Unruhe auf ihren Mann und ihre Tochter.

Eine Stunde dauerte der Donner, der Regen und der Sturm, worauf das Gewitter aufhörte und das Dunkel sich zu verziehen begann.

Als Frigga und ihre Begleiter kurz vor Mittag in der Allee erschienen, war die Luft klar und die Sonne warf ihre milden Strahlen auf die Umgegend.

Sie ritten im langsamen Schritt, etwas, was sonst weder der Graf, noch Frigga zu thun pflegte.

Die Gräfin sprach auch ihre Vermuthung darüber aus, daß irgend etwas passirt sei, weil der Bediente, welcher mit dem Jagdgewehr mitgefolgt, nicht dabei war.

Graf Harthon that nie einen längeren Ausritt, ohne eine Schießwaffe bei sich zu haben. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und ließ deßhalb nicht gerne die Gelegenheit vorbeigehen, ohne einen Birkhahn, Auerhahn, eine wilde Ente, oder einen Hasen zu schießen.

Die Gräfin eilte ihnen entgegen und rief?

— Seid Ihr vom Regen durchnäßt?

— Wir haben keinen einzigen Tropfen erhalten, antwortete Frigga und sprang, mit Valentins Hülfe, vom Pferd.

Der Graf, welcher bereits an der Seite seiner Gattin stand, küßte mit ritterlicher Artigkeit ihre Hand, welche ihm nahe an dreißig Jahre gehörte.

Wenn man das gräfliche Paar sah, hätte man

glauben können, daß sie Unverheirathete wären, so viel Zärtlichkeit lag in ihrem Benehmen gegen einander.

Selten hat wohl das Leben etwas Schöneres aufzuweisen, als zwei Gatten, welche Jugend und Herbst während ihrer gemeinsamen Wanderung haben verschwinden sehen, und sich dem Alter mit ungeschwächter Liebe nähern. Von ihnen kann man sagen, daß sie Eins geworden.

— Ich bin Euretwegen unruhig gewesen, — sagte die Gräfin und faßte den Arm ihres Mannes.

— Des Regens wegen? — fragte der Graf.

— Ja. Wo habt Ihr Euch aufgehalten, während das Gewitter raste?

— Auf Maansberg. — Ein kleines Abenteuer, welches ich auf dem Hinweg hatte, veranlaßte uns dort einzukehren.

— Ein Abenteuer? Worin bestand das?

— Darin, daß mein altes Reitpferd seines Herrn überdrüssig wurde, — antwortete der Graf lächelnd.

Die Gräfin sah ihn an. Sie bemerkte jetzt, daß er ungewöhnlich bleich und trotz der lächelnden Miene und dem scherzenden Tone doch nicht fröhlich gestimmt sei. Sie kannte ihn doch zu gut, um mit einem einzigen Wort merken zu lassen, was sie beobachtete.

Die Gräfin, eine in Allem kluge Frau, that nie etwas, was dem Manne unangenehm war; auch bemerkte sie jetzt nur:

— Erkläre Dich näher! Ist dem Cäsar etwas passirt?

— Ja, er ist erschossen worden, weil er den Koller bekam.

Der Graf küßte seine Frau und fügte hinzu:

— Lieutenant Aurenius hat bei der Gelegenheit große Geistesgegenwart bewiesen, und ich bin ihm deßhalb sehr verbunden; ohne seine Dazwischenkunft hätte das Ereigniß böse Folgen haben können. Jetzt sprechen wir nicht weiter davon; ich will mich für den Mittagstisch anziehen.

Noch ein Kuß wurde auf die Lippen der Gräfin gedrückt, und die herzliche und trauliche Weise, womit der Graf sie an seine Brust schloß, sagte ihr, daß ihm diese Zärtlichkeitsäußerung Noth that.

Als der Graf in sein Zimmer gegangen, begab sich die Gräfin hinauf zu Frigga, um zu erfahren, was sich zugetragen.

Frigga theilte dann mit, daß, sobald sie von der Allee abwichen, das Pferd des Grafen zu steigen angefangen hätte und ganz störrisch geworden sei. Valentin schlug dann vor, daß der Graf umkehren und ein anderes Pferd nehmen solle, da Cäsar nicht bei seiner gewöhnlichen Laune zu sein schien.

Der Graf wollte indessen nicht auf die Warnung hören, sondern setzte seinen Weg fort.

Cäsar schien sich auch etwas zu beruhigen; als man aber auf das Maansberger Gebiet kam, stieg er so heftig, daß der Graf mehrere Male nahe daran war, aus dem Sattel geworfen zu werden.

Valentin war, als das Pferd wieder unruhig zu werden anfing, von dem seinigen herabgestiegen und es gelang ihm den Zaum Cäsars zu fassen. So gut wie mit Gewalt brachte er den Grafen aus dem Sattel.

Das wild gewordene Pferd tanzte nun rings um

ihn und schlug auf eine so rasende Weise hinten hinaus, daß sie wirklich alle in Gefahr geriethen. Sowohl Friggas Pferd, wie das Valentins und des Bedienten wurden dadurch unruhig.

Der Graf nahm indessen dem Bedienten die Jagdflinte ab, und in dem Augenblick, wo er nichts anders erwarten konnte, als daß Cäsar Aurenius unter seinen Hufen zerschmettern würde, fiel der Schuß und der alte treue Diener stürzte leblos zur Erde.

Frigga schloß ihren Bericht mit den Worten:

— Ich sagte diesen Morgen, daß ich nicht einmal die Furcht dem Namen nach kenne; aber ich bin dafür bestraft worden; denn ein entsetzlicherer Schrecken, als der, den ich während dieser Scene ausgestanden habe, läßt sich nicht denken. Erst die Gefahr Papas, dann der Kampf des Lieutenants mit Cäsar, dann die Unruhe unserer Pferde, welche sie zum Steigen veranlaßte — alles zusammen wirkte so lähmend auf mich, daß ich nur mit Mühe so viel Besinnung beibehielt, daß ich mein Pferd zu zügeln und mich im Sattel zu halten vermochte.

— Papa, — fuhr Frigga theilnahmsvoll fort, — stand nach beendigter Schlacht lange schweigend da und betrachtete seinen todtgeschossenen Liebling. Dann reichte er Aurenius die Hand und sagte nur: Dank! warf sich dann auf Fredericks Pferd und ritt schweigend nach Maansberg, um Befehl zu geben, daß man Cäsar wegschaffe und begrabe.

Die Gräfin schien aufgeregt, und als die Tochter schwieg, sagte sie:

— Gebe Gott, daß dieses Ereigniß keine schlimme Vorbedeutung habe. Es ist eine alte Sage in dem

Harthon'schen Geschlechte, daß, wenn der Herr selbst sein Leibpferd erschießt, die Familie von irgend einem großen Unglück werde betroffen werden. Aber es ist nicht Recht, sich um solchen Schnack zu kümmern, der doch gewiß keine Bedeutung hat.

Die Gräfin nickte der Tochter zu und verließ das Zimmer, um Toilette zu machen.

Frigga blickte ihr gedankenvoll nach. Eine Ahnung von etwas recht Traurigem flog durch die Seele des jungen Mädchens, indem sie das Ereigniß mit Cäsar und das Herunterfallen des Porträts von der Wand in Gedanken zusammenhielt.

In einem solchen Gemüthe, wie Friggas hafteten indessen Einbildungen und Ahnungen nicht lange, dazu besaß sie zu viel wirkliche Religiosität.

Als Frigga in den Salon hineintrat, war ihr Gesicht auch frei von jedem trüben Schatten.

Sie fand dort den Vater, was höchst ungewöhnlich war, denn der Graf und die Gräfin pflegten gewöhnlich erst zu erscheinen, wenn die Mittagsglocke läutete.

Als er die Tochter sah, ging er freundlich auf sie zu und sagte:

— Ich wünschte Dich zu treffen, bevor wir uns versammelten, und ich bin zufrieden mit Deinem Aussehen. Du hast wohl verstanden, daß ich will, daß wir Alle das Ereigniß von diesem Vormittag vergessen.

— Ich habe es bereits vergessen, mein Vater, weil Du so willst, — antwortete Frigga und küßte die Hand des Grafen.

— Dank, mein Kind! Du weißt vielleicht nicht,

daß kleine Schmerzen oft unangenehmer wirken, als große, und daß wir nicht gern an die Ursachen derselben erinnert sein mögen.

Nachdem er dies bemerkt, ging der Graf hinein zur Gräfin.

Frigga stellte sich an ein Fenster und dachte:

— Wie viel liegt doch in diesem Zug von meinem Vater! Er will nicht, daß man sich der Gefahr erinnern soll, welche ihm gedroht hat, und noch weniger der Schmerzen, die er empfunden. — „Ein Harthon muß alle Sorgen tragen können, ohne daß sie sich auf seiner Stirne wiederspiegeln,“ hat er oft gesagt und er hat Recht. Nur schwache Seelen lassen die Sorgen an das Tageslicht treten.

Ihre Betrachtungen wurden durch Valentin unterbrochen.

— Haben Fräulein bemerkt, wie reich an Diamanten die Bäume, die Blumen und das Gras geworden sind! — sagte er und näherte sich Frigga.

— Nein, ich bin allzu sehr von dem Gedanken an das Ereigniß des Vormittags in Anspruch genommen gewesen — antwortete Frigga.

Gerührt reichte sie Valentin die Hand und fügte hinzu:

— Meine Mutter und ich sind des Lieutenants Schuldner für unser ganzes Leben. Wir können Ihnen nicht genug danken, für das was Sie gethan. Mein Herz wird nie die Schuld vergessen, in welcher ich zu Ihnen stehe. Empfangen Sie . . . .

— Ich bitte, lassen wir das! — fiel Valentin kalt ein und verneigte sich, ohne die Hand Frigga's zu berühren. — Was ich gethan, war so natürlich,

daß es nicht der Mühe werth ist, Worte darüber zu verlieren, und ich hoffe, daß das mir keine Schuldner verschafft. Es ist mir ebenso unangenehm, Etwas zu fordern zu haben, als schuldig zu sein.

Frigga sah ihn an. — Jeder Zug in seinem Gesicht sagte ihr, daß er von weiteren Danksagungen befreit zu sein wünsche.

— Er ist so stolz, — dachte Frigga, — daß er nicht einmal für die Dienste, welche er leistet, gedankt sein will. Auf diese Weise leistet er sie also nur zu seiner eigenen Befriedigung.

Eine kleine Pause entstand. Valentin unterbrach sie mit den Worten:

— Wollen Fräulein nicht einen Blick durchs Fenster werfen und sehen, wie prachtvoll der Regen die Blumen des Gartens geschmückt hat?

Frigga wandte ihren Kopf, blickte durchs Fenster hinaus und sagte:

— Apropos wegen Schulden, so habe ich eine unliquidirt. Wenn Sie auch dieselbe vergessen haben, so habe ich es nicht.

— Ich habe meine Forderung an Fräulein nicht vergessen; — aber als die Wette eingegangen, wurde mir versprochen, daß ich den Gewinnst bestimmen dürfte. Ich trage deßhalb darauf an, daß das, was ich zu fordern habe, bis auf Weiteres stehen bleiben darf.

— Aber Sie fürchten ja Schuldner zu haben.

— Ja, in dem Sinne, in welchem Fräulein vorhin behauptete, der meinige zu sein.

— Es sind also Dankbarkeitsschulden, welche Sie verabscheuen?

— Ja!

— Und aus welchem Grunde?

Frigga sah, daß das Thema Valentin mißfiel; aber sie hatte fest beschlossen, daß er diesmal gezwungen werden sollte, das zu verhandeln, was ihm nicht gefiel.

Es schmerzte Frigga, daß er so plötzlich das abschnitt, was sie aus wirklicher Dankbarkeit ausgesprochen.

— Aus dem einzigen Grunde, daß sie falschem Gelde gleichen, — sagte Valentin.

Der Tisch war jezt gedeckt. Der Graf und die Gräfin erschienen im Salon. Man begab sich in den Speisesaal.

Das Gespräch des Grafen und Valentins drehte sich während der Mahlzeit um die politischen Neuigkeiten des Tages. Der Graf sprach sein Urtheil darüber aus, Valentin beschränkte sich darauf, das mitzutheilen, was die Post von Frankreich mitgebracht. und der Doctor secundirte dem Grafen, indem er stets seiner Meinung war.

Zum Schluß bemerkte der Graf:

— Ich muß es mir wirklich vorwerfen, daß ich große Vorurtheile gegen das französische Volk hege, und vielleicht bin ich deßhalb etwas streng in meinem Urtheil über dasselbe.

Er wandte sich artig an Aurora und fügte hinzu:

— Ich bitte Mademoiselle Dorbineau um Verzeihung, daß ich so unverholen meine Antipathie gegen Ihre Landsleute ausgesprochen; aber die Achtung, welche ich vor der Lehrerin meiner Tochter

hege, beweist, daß ich nicht beim Einzelnen mich durch irgend ein Vorurtheil bestimmen lasse.

— Mein Freund, Du mußt noch eine Ausnahme machen, — fiel die Gräfin ein.

— Welche denn?

— Ernfrids Frau ist ja auch eine Französin.

— Ach ja, das ist wahr, — rief der Graf, — ich gestehe aufrichtig, daß sie mir so einnehmend vorkam, daß ich nicht daran dachte, aus welchem Lande sie gekommen sei. Aber da wir von ihr sprechen, so bin ich begierig, wann sie hierher kommen werden!

— Wir können sie in zwei Tagen erwarten, — antwortete die Gräfin. — Ich habe heute einen Brief von Ernfrid erhalten.

Sie richtete ihre Augen auf Valentin, um zu sehen, ob die Nachricht irgend einen Eindruck auf ihn mache; aber nein, man merkte nicht die geringste Bewegung in seinem Gesicht.

Nach der Mittagstafel finden wir Frigga und Valentin damit beschäftigt, Aurora beim Sortiren von einer Menge Perlen zu helfen.

Der Graf war auf sein Zimmer gegangen, um Siesta zu halten, und die Gräfin plauderte mit dem Doctor, während man auf den Kaffee wartete.

Als Auroras Perlen sortirt waren, folgte eine Berathschlagung zwischen ihr und der Gräfin wegen einer Stickerei, wozu der Doktor, ein gewaltiger Zeichner, das Muster gegeben.

Währenddem saßen Frigga und Valentin am Fenster.

— Sie sagten, daß Dankbarkeitsschulden dem falschen Gelde gleichen, — bemerkte Frigga, welche sich vorgenommen hatte, das Thema wieder aufzunehmen und damit Valentin ein wenig zu plagen; — was meinten Sie damit?

— Daß sie aussehen wie Etwas, was sie nicht sind.

— Glauben Sie also, daß die Dankbarkeit ein leeres Wort ist.

— Ich halte sie für eine der flüchtigsten unter allen Gefühlen. Wir empfangen den Eindruck davon augenblicklich, aber im nächsten Augenblick ist er vergessen. Darum ist es vollkommen falsch, von Dankbarkeit fürs ganze Leben zu sprechen. Dieses streitet gegen unsere menschliche Natur, und es hat noch keinen Menschen gegeben, welcher nach diesem großen Maßstab dankbar gewesen

— Das wäre doch eine ganz traurige Auffassung eines der schönsten aller unserer Gefühle; denn Sie sagen damit, daß wenn Sie mir einen großen Dienst erweisen, wie der, welchen Sie mir heute erwiesen so soll ich denselben vergessen und . . . .

— Bestes Fräulein, ich flehe Sie an . . .

— . . . . daß Sie mich ausreden lassen, — fiel Frigga mit einer Miene von Würde ein; — dann fuhr sie fort: Sie retteten meinen Vater aus einer Gefahr, um nicht zu sagen davon, todtgeschlagen zu werden. Nun wohl, glauben Sie, daß ich das je vergessen kann, oder daß je die Zeit meine Dankbarkeit vermindern kann?

— In diesem Falle, Fräulein, habe ich mir selber einen schlechten Dienst erwiesen, und ich würde

mich sehr unglücklich fühlen, wenn Sie glaubten, daß Sie in einer solchen lebenslänglichen Schuld zu mir ständen.

— Sollte meine Dankbarkeit Sie unglücklich machen?

— Außerordentlich, weil ich dann wüßte, daß Sie es als eine Pflicht betrachteten, mit einem solchen Gefühl an mich zu denken und Ihr Herz zu einer Unnatürlichkeit zu zwingen. Ich müßte also beklagen, glücklich genug gewesen zu sein, Graf Harthon einen so unbedeutenden Dienst zu leisten, wie der heute.

— Ich verstehe Sie nicht, — brach Frigga aus.

— Nun wohl, ich muß mich denn erklären. — Wenn ich eine gute That verrichte, oder meinen Mitmenschen einen Dienst leiste, so thue ich es durchaus nicht, um Belohnung zu erhalten, sondern zu meiner eigenen Befriedigung. Ein einfacher Dank ist mir dann genug und enthält Alles, was ich wünsche; denn ich habe meines Gleichen nicht genützt, um ihn mit der schweren Hand der Dankbarkeit zu fesseln. Der Fehler, mein gnädiges Fräulein, ist, daß wir im Allgemeinen das geringe Gute, was wir thun, überschätzen, und in Folge davon, werden die Forderungen an Andere viel zu groß. — Sprechen Sie deßhalb nicht von einer ewigen Dankbarkeit; ich möchte sonst fast vor Ihnen und mir erröthen. Wenn Sie mir die Hand gereicht und Dank gesagt haben, so haben Sie Ihre Schuld bezahlt, und wir sind quitt.

— Mag es denn so sein, — sagte Frigga; aber Sie nahmen nicht einmal die Hand, die ich Ihnen reichte.

— Ich that es nicht, weil Sie von einer Dank-

barkeitsschuld sprachen. Jetzt dagegen würde ich Fräulein danken, wenn dieselbe Hand mir gereicht würde.

— Sie sind ein unbegreiflicher Mensch, — sagte Frigga lachend, und reichte ihm, indem sie aufstand, ihre Hand.

Valentin drückte sie, verneigte sich und dachte:

— „Unbegreiflich" — ich bin es wenigstens nicht für Dich, Du verstehst mich vollkommen. —

Abends saßen die Gräfin Harthon und ihre Tochter in dem am Strande gelegenen Pavillon und unterhielten sich vertraulich.

Die Gräfin theilte mit, was sie von Lilias Liebe wußte.

Frigga hörte ihren Bericht mit vollkommener Ruhe, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit an. Als die Gräfin die Gedanken der Tochter darüber zu hören wünschte, wie man sich benehmen sollte, waren sie ganz übereinstimmend mit Auroras.

Nachdem sie das Thema eine Weile discutirt, gingen sie zur Ruhe.

Die Gräfin that es mit einem Gefühle der Sicherheit, das sie früher nicht empfunden, seit Valentin nach Liungbro gekommen.

— Hätte Frigga auch nur ein gewöhnliches Gefallen an Aurenius gehabt, — dachte die Gräfin, — so wäre der Eindruck, welchen sie bei der Nachricht empfand, daß er eine Andere liebte, ein unangenehmer gewesen. Jetzt bewies ihre Indifferenz, wie vollkommen gleichgültig er ihrem Herzen war.

Die Geschichte mit Melcer hat mir Gespensterfurcht eingeflößt, so daß ich mich selbst unnöthigerweise geängstigt habe.

Die zärtliche Mutter sandte ein warmes und dankbares Gebet zu Gott hinauf, weil sie jetzt an den Liebling ihres Herzens ohne alle Angst denken konnte.

Während die Gräfin ganz vergnügt einschlief, saß Frigga am offenen Fenster in ihrem eigenen kleinen Gemach, welches außerhalb ihres Schlafzimmers belegen war.

Sie schaute hinaus in die mondhelle Nacht mit einem Blick, der so traurig war, daß er gewiß das Herz der Mutter beben gemacht hätte, wenn sie denselben gesehen.

Frigga hatte ihre Hände fest zusammengefaltet, als wenn sie durch diese Bewegung ihren Kummer mäßigen wollte. — Sie saß da ganz unbeweglich, und man war versucht zu glauben, daß die Strahlen des Mondes das muntere Kind der Freude in einen bleichen Engel der Sorge verwandelt hätten. —

Kein Seufzer, kein leises Schluchzen, keine Thränen verriethen, was das Herz empfand und wovon das Auge sprach.

Graf Harthons Tochter hatte zu viel wirkliche Kraft, um sich einer der Schwächen zu überlassen, in welche junge Mädchen in ihrem Alter gewöhnlich fallen, wenn sie vom Schmerz betroffen werden.

Mit hochgetragenem Kopfe und gerader Haltung begegnete Frigga allen Prüfungen, allen Entbehrungen und allen Leiden, welche sie vor sich hatte.

Sie ließ sich durch keine schmeichelnde Illusion betrü-

gerische Hoffnungen zuflüstern. Die Phantasie suchte nicht mit irgend einem lachenden Bild das rauhe Antlitz der Wirklichkeit zu verscheuchen, sondern mit festem und entschlossenem Blick sah sie der Wahrheit gerade ins Gesicht und untersuchte genau die Tausende von Dornen, welche sie auf der Wanderung auf dem Wege, den sie zurücklegen sollte, verwunden würden.

Was sich nicht ändern läßt, dem wird nicht durch Klagen abgeholfen, und was anders werden kann, wird es nicht durch unnützes Wehegeschrei.

Frigga suchte nun ihren Weg sich zu bestimmen und sich mit diesen Dornen vertraut zu machen, so daß wenn die Königin des Tages käme, um Purpur und Gold über die Erde zu streuen, Frigga im Stande sein würde, sie mit einem Blick zu begrüßen, so lächelnd, wie die Strahlen derselben.

Das junge Mädchen kämpfte keinen gewaltsamen Kampf, sie versuchte nicht das Gefühl, welches in ihrem Herzen lebte, zu tödten, sie nahm nur ihre Pflicht, ihr inniges Vertrauen zu Gott und ihre heroische Selbstaufopferung zum Führer.

Ihr Inneres glich nicht einem wilden, bewegten Meere, sondern eher einem Schiff, welches von kräftiger Hand gesteuert, seinen Weg gerade über die brausenden Wogen nimmt, ohne sie es aus dem Kurs bringen zu lassen.

Eine Stunde nach der andern verstrich, und noch saß sie am offenen Fenster. Der zwölfte Schlag um Mitternacht war ertönt und verklungen; aber sie änderte nicht ihre Stellung, und jetzt verkündete die Thurmuhr die erste Stunde des neuen Tages.

In demselben Augenblick bewegte ein leiser Wind das Laub und führte mit sich einige wunderbare und ferne Töne.

Sie kamen wie aus dem Walde. Man könnte sich einbilden, daß der junge König des Waldes dem jungen Mädchen des Meeres eine Serenade brachte.

Als die so wehmüthig klingenden Melodieen Frigga's Ohren berührten, machte sie eine Bewegung mit dem Kopfe, als wenn sie aus einem quälenden Schlaf erwacht wäre. Ein mildes Lächeln schwebte auf ihren Lippen. Immer deutlicher und deutlicher hörte man die von Ferne kommenden Töne. Frigga lauschte mit gespanntem Interesse.

Der unsichtbare Waldhornist verjagte nach und nach jede Spur von Schmerz aus den Zügen Friggas und führte sie fort in die Heimath der Musik, wo man über den Gott, der durch die Töne spricht, die Sorgen des Lebens vergißt.

Als die Musik im Walde schwieg, stand Frigga auf und ging in ihr Schlafzimmer.

Frei und froh war die Wölbung ihrer Stirne, als sie mit einem Blick auf den Mond dem bleichen Nachtwandler Lebewohl bot.

Graf Eldau's Ankunft auf Liungbro sollte durch einen größeren Ball gefeiert werden. Es war der erste Besuch, den das neuvermählte Paar bei Graf Harthons abstattete.

Alle Notabilitäten des Ortes, sowie aus der Nachbarschaft und aus der Stadt L— waren eingeladen.

Daß diese Einladung nach dem stattlichen Liungbro mit Entzücken angenommen wurde, versteht sich von selbst, besonders da man ziemlich allgemein wußte, daß die französische Gräfin sich dort einfinden würde.

Am Abend vor dem Tage, an welchem man Eldau's erwartete, befand sich Frigga auf dem Rückweg von einer langen Promenade.

Sie ging mit langsamen Schritten durch den hohen dichten Föhrenwald auf einem kürzern Weg, welcher nach dem Pfarrhofe und dem am nächsten gelegenen Dorfe führte.

Der Abend war herrlich und mußte unwillkürlich auf jeden einen angenehmen Eindruck machen, wie viel mehr auf das für die Poesie der Natur empfängliche Gemüth Frigga's.

Die langsamen Schritte des jungen Mädchens bewiesen auch, daß sie mit vollen Zügen die Lust der Stunde genießen wollte.

Die Stille des Waldes wurde unterdessen von Jemanden unterbrochen, welcher, eine bekannte Melodie pfeifend, hinter ihr herkam.

Frigga, welche wegen der Krümmung des Weges nicht sehen konnte, wer es sei, setzte sich auf den Rasen, um die mit raschen Schritten sich nahende Person zu erwarten.

Valentin erschien auch bald an der Krümmung des Weges. Als er bei Frigga ankam, stand sie auf und beantwortete seinen Gruß, indem sie fragte:

Wo sind der Herr Lieutenant während der drei letzten Tage gewesen, wo ich Sie nicht gesehen habe.

— Gestern begab ich mich nach Vaarnäs und

kehrte von dort zurück heute Nachmittag, wo ich dann am Pfarrhofe abstieg, um meine Eltern zu begrüßen.

— Daß die Tour nach Vaarnäs abgemacht worden, ist sehr gut, — meinte Frigga, — denn jetzt werden wir wohl den Herrn Lieutenant einige Zeit zu Hause behalten.

— Wünschen Fräulein das?

— Ja gewiß; wir bekommen ja Besuch.

— Der Graf sprach in der That davon, daß es hier einen Ball geben würde. Er war so freundlich, mich dazu einzuladen.

— Aber davon sprach ich nicht, denn es versteht sich ganz von selbst, daß der Herr Lieutenant an dem Tage nicht wegfahren dürfen.

— Glauben Fräulein das?

— Ich bin versichert, daß Lieutenant Aurenius sich nicht eines solchen Vergehens gegen die Forderungen des Anstandes schuldig machen wird.

Valentin beantwortete diese Worte mit einer stummen Verbeugung.

— Sind der Herr Lieutenant, — hob Frigga nach einer kurzen Pause wieder an, — während Ihres Aufenthalts in Paris nicht mit der jungen Frau meiner Cousine zusammengetroffen?

Frigga sah fortwährend Valentin an.

Wie verdrießlich! Die unregierlichen Wogen des Bluts wollten sich nicht vom Willen beherrschen lassen, sondern stürmten hinauf auf die Wangen Valentins und gaben denselben eine höhere Farbe als gewöhnlich.

— Ich habe die Ehre gehabt, in Marquis de Maillés Haus Zutritt zu haben — antwortete er.

— Sie kennen also die Gräfin Eldau?

— Ich bin so glücklich.

— Dann erhalten Sie Gelegenheit, die Bekanntschaft zu erneuern. Sie und ihr Gemahl kommen, um hier ein paar Wochen zu verweilen.

— In diesem Falle bin ich in der That zu beklagen, da die Pflicht mich zwingt, auf die Freude zu verzichten, mit der Gräfin zusammenzutreffen, — antwortete Valentin, welcher jetzt vollkommene Herrschaft über sich erlangt. — Ich bin gezwungen, schon morgen abzureisen.

— Das ist nicht möglich, — brach Frigga aus. — Sie können nicht so unhöflich gegen meine Eltern sein.

— Wenn die Pflicht befiehlt, schweigt die Artigkeit. Mein Beruf als Verwalter des Grafen zwingt mich, mich zu entfernen.

— Das sieht in meinen Augen aus wie eine Flucht, — sagte Frigga.

— Vor wem sollte ich denn fliehen? fragte Valentin und richtete einen durchdringenden Blick auf sie.

— Vor irgend einer Gefahr, welcher zu begegnen Sie sich nicht für stark genug halten. — Frigga lachte. — Erlauben Sie mir nur zu sagen, daß es einem Manne des Schwertes nicht ansteht, sich aus Furcht zurückzuziehen. Für ihn darf es keine Gefahr geben, die er nicht besiegen kann.

— Und ich versichere Fräulein, daß alle Furcht wegen meiner eigenen Person mir fremd ist.

— Es ist also aus Rücksicht auf Andere, — daß sie fliehen? Frigga warf einen schelmischen Blick auf Valentin, dessen Aussehen kalt und zurückgezogen war.

— Fräulein belieben in Räthseln zu sprechen. Ich vermag sie nicht zu deuten und ich flehe Sie an, mich darüber aufzuklären, wem meine Rücksicht gelten sollte. . . . .

— Das kann ich nicht; und wenn ich es könnte, so würde ich es nicht thun. Aber Scherz bei Seite! Ich bitte Sie jetzt, die Reise zu verschieben, bis der Ball vorbei ist.

— Wie schmerzlich es mir auch ist, so werde ich doch genöthigt, unritterlich genug zu sein, mich nicht in den Willen des Fräuleins zu fügen, Etwas, was ich unter andern Umständen für eine Pflicht gehalten haben würde.

— Lieutenant Aurenius, sagen Sie mir ehrlich, sind es wirklich dringende Angelegenheiten, welche Ihre abschlägige Antwort veranlassen? — Frigga stand auf, um Valentin besser betrachten zu können.

Ihr gerade in die Augen blickend, sagte er:

— Fräulein Harthon, meine Ehre gebietet mir zu reisen.

— In diesem Falle habe ich nichts hinzuzufügen. Ich hätte sonst gewünscht, daß Sie mir den Balltag geschenkt hätten.

Frigga setzte ihre Wanderung fort, und Valentin folgte ihr schweigend.

— Sie haben jetzt mit Ihrer Ehrenreise eine meiner Berechnungen zum Besten gehabt, — fuhr sie fort.

— Welche denn, wenn ich fragen darf?

— Die, daß Sie mich zum ersten Walzer aufgefordert haben sollten. Wieder schwieg Valentin; aber nach einigen Augenblicken sagte er:

— Ich weiß wahrlich nicht, wie ich Fräulein für diese Güte danken soll; aber nicht wahr, Sie wissen, wie großen Werth sie für mich hat, gerade weil ich gezwungen bin darauf zu verzichten, sie zu genießen. Wenn ich nicht in diesem Augenblick fühlte, daß ich Ihr Wohlwollen verwirkt habe, würde ich meinerseits Sie um Etwas bitten.

— Lassen Sie mal hören; vielleicht bin ich weniger starrsinnig, als Sie!

— Betrachten Fräulein Harthon mein Ausbleiben vom Balle als eine Halsstarrigkeit?

— Mir, der ich Ihre Motive nicht kenne, muß es so vorkommen; doch lassen wir das! Um was wollten Sie mich bitten?

— Um eine Gunst.

— Sie rechnen also nicht allein auf meine Güte, sondern auch auf meine Nachsicht?

— Nein auf Ihren Edelmuth.

— In diesem Falle bin ich ja gezwungen, den Herrn Lieutenant sich nicht verrechnen zu lassen, — sagte Frigga munter.

— Das ist es auch, was ich hoffe.

— Wie lautet Ihr Begehr?

— Daß Fräulein den Walzer, welchen Sie so gnädig waren, mir zu geben, nicht tanzen möchten.

— Sie irren sich, Herr Lieutenant, ich habe Ihnen denselben nicht geschenkt; ich setzte blos voraus, daß Sie mich zum ersten Walzer auffordern sollten; aber, da Sie wegreisen, so kann von einer Aufforderung nicht die Rede sein.

— Nicht, und wenn ich jetzt darum anhielte, dann würden Sie mir ja denselben schenken?

— Daran zweifle ich. — Was wollen Sie mit einem Walzer, den Sie nicht tanzen werden?

— Ihn als eine Gabe von Ihnen empfangen, welche Sie nicht an irgend einen Anderen verschenken können.

— Glauben Sie das, — sagte Frigga gleichgültig, und fing an von der Schönheit des Abends zu sprechen.

Als Valentin später am Abend dem Grafen und der Gräfin gute Nacht sagte, bemerkte Ersterer:

— Herr Lieutenant, wir rechnen doch auf Sie am Balltage?

— Ich wage nicht zu versprechen, daß ich komme, — antwortete Valentin, — da ich schon morgen gezwungen bin, nach dem Sägewerk zu reisen.

— Ich habe kein Recht, zu beurtheilen was Sie für unvermeidlich halten, — hob der Graf wieder an; — aber es würde mich freuen, wenn Sie Ihre Reise aufschöben.

— Sie kann nicht aufgeschoben werden, — erwiederte Valentin sich verneigend und verließ das Zimmer.

— Im Speisesaal begegnete er Aurora, welche, als er gute Nacht sagte, bemerkte:

— Ist es Ernst, daß Sie von Liungbro abreisen, gerade wo hier ein Fest stattfinden soll?

— Ja, so lautet der Wille des Schicksals, — sagte Valentin lachend.

— Oder richtiger, Sie halten es für besser zu fliehen, als schlecht zu fechten. Bon soir, monsieur.

— Aurora verschwand. Valentin murmelte:

— Jetzt ist mir Alles klar, jetzt verstehe ich Friggas Worte.

Den Tag darauf traf das gräfliche Paar Vormittags auf Liungbro ein.

Die junge blendendschöne Lilia wurde von Frigga und Allen mit vieler Liebe begrüßt. Sie schien in der That nur geschaffen zu sein, um angebetet und verehrt zu werden, so einnehmend erschien ihr Aeußeres.

Sowohl die Gräfin wie Frigga dachten jede bei sich, daß es mehr als sonderbar zugehen müsse, wenn derjenige, welchen Lilia liebte, kalt gegen ihre Anmuth bleiben könnte.

Dieses Antlitz gesehen zu haben und es je zu vergessen, schien unmöglich. Sie zur Gattin zu haben und sie nicht zu vergöttern, dürfte ebenso unmöglich sein, und doch sah Graf Eldau nicht besonders verliebt aus.

Ernfrid war ein Mann von neunundzwanzig oder dreißig Jahren. Schön, stattlich und mit einem guten Kopf begabt, besaß er vielen Stolz, viele Festigkeit und eine eiserne Unbiegsamkeit des Charakters; dagegen fehlte es ihm an Weichheit und Milde und deßhalb war er ein im höchsten Grade herrschsüchtiger Mensch. Ernfrid anerkannte kein anderes Gesetz, als seinen eigenen Willen, und den verstand er geltend zu machen.

Obgleich erst seit einem halben Jahr mit der zwanzigjährigen Lilia verheirathet, welche ihm als Mitgift Reichthum, Schönheit, Geburt und Anmuth

gebracht, sah er trotzdem aus, als wenn er bereits aller dieser Schätze überdrüssig geworden.

Er bewies gegen seine Gattin die kalte Höflichkeit, welche nie vergaß, was die Welt und Gräfin Eldau von ihm fordern konnten; aber es lag nie etwas Herzliches in seinem Wesen. Er schien sich sogar ihrer kleinen Launen zu schämen und ließ sie überhaupt thun, was ihr beliebte, wenn er nur so wenig als möglich von ihr belästigt wurde; und sie beobachtete das Schickliche, daß heißt, sie vergaß nie die Achtung vor seinem Namen.

Beim Besuch auf Erikshof hatte die Gräfin und Frigga keine Gelegenheit gehabt, auf sie Acht zu geben, da die eine Lustbarkeit die andere ablöste. Jetzt dagegen hatten die jungen Gatten nicht lange auf Liungbro verweilt, bevor es Frigga vorkam, als wenn in Ernfrids Betragen gegen Lilia eine durchgängige Gleichgültigkeit sich blicken ließe.

Für ein so scharfes Auge wie Friggas blickte sie durch seine äußere Aufmerksamkeit und Artigkeit.

Den Tag nach ihrer Ankunft war der Ball.

Valentin war bereits Morgens vor der Ankunft Eldaus auf Liungbro von dort abgereist.

Mit Ballkleidern angethan, trat Lilia in den Festsalon, wo sie Frigga fand, welcher bei ihrem Anblick ein unfreiwilliger Ausruf der Bewunderung entschlüpfte.

Lilia war außerordentlich schön und ihr ganzer Anzug stimmte auf eine anmuthige Weise überein mit ihrer originellen Schönheit.

Lilia war eher klein als groß, von Figur zart und sylphidenartig, mit kleinen Händen und Füßen.

Das schwarzbraune und glänzende Haar umschloß eine ziemlich hohe, aber etwas schmale Stirne, welche von einem Paar gewölbter Augbrauen geziert wurde, unter welchen ein Paar große braune Augen hervorschauten, deren warmer, bisweilen schmachtender immer glänzender Ausdruck, einen unwiderstehlichen Eindruck machte. Eine schön gebogene Nase und ein kleiner schwellender Mund, mit blendend weißen Zähnen vollendeten das regelmäßig Schöne in diesem Gesicht.

Ueber dem Ganzen war indessen ein Schleier von Wehmuth verbreitet, durch welchen jedoch die französische Lebendigkeit und das Bedürfniß zu gefallen hindurchschimmerte.

Man sah, daß dieses zarte Wesen viel Gluth in ihrer Brust zu bergen vermochte, daß sie brennen, schwärmen und leiden konnte, aber daß sie trotz alledem bis in den Tod das Verlangen ihrer Landsmänninnen, einnehmen und liebenswürdig zu sein, beibehalten würde. Sie würde nie so unglücklich werden können, daß sie das Streben der Gefallsucht nach Beifall vergessen würde.

Ihr ganzer Anzug war prachtvoll und eigenthümlich.

Diese beiden jungen Frauen bildeten, als sie so dastanden, ein Paar scharfe Contraste.

Frigga, ein Jahr älter als Lilia, sah jünger aus, Etwas, was immer bei Blondinen der Fall ist.

Auch sie war von Figur eher klein als groß.

Während die Haltung und das Benehmen Lilias beim ersten Blick die reizende Coquetterie der Französin zu erkennen gab, lag in Friggas ungekünsteltem und

anmuthigem Wesen eine so edle Würde, daß man gleich sah, daß sie berechtigt war, eine Dame von Rang genannt zu werden.

Als Schönheit konnte sie nicht mit Lilia verglichen werden. Streng genommen konnte man sie vielleicht nicht einmal schön nennen, und doch vermochte Lilia nicht sie zu verdunkeln.

Auf Friggas hoher, voller Stirne stand eine größere Intelligenz geschrieben und aus den blauen Augen leuchtete ein gutes und warmes Herz hervor.

Friggas Anzug war wie sie selbst — einfach. Sie trug ein hellblaues Seidenkleid ohne Schmucksachen. Ihr einziger Zierrath bestand in einem Paar lebendiger weißer Rosen, welche in ihrem Haar befestigt war, und in einem ähnlichen Busenbouquet. Sie war wirklich einnehmend.

Der Salon war bald mit Gästen angefüllt.

Alle Blicke richteten sich auf die schöne Französin, welche trotz der Huldigung, die sie darin las, doch etwas zerstreut aussah.

Ihre Augen richteten sich mit einem erwartungsvollen Ausdruck auf Jeden, welcher eintrat und als endlich die Lichter angezündet wurden, die Musik zu ertönen begann und die Cavaliere sich beeilten zum Tanze aufzufordern, oder an gemachte Engagements zu erinnern, wandte sich Lilia an Frigga und sagte:

— Es kommt mir vor, als wenn Tante erwähnt hätten, daß Herr Aurenius auf Liungbro sei; ist dem nicht so?

— Ja, sonst ist er hier; aber jetzt ist er verreist, — antwortete Frigga.

Lilie's Blicke verdunkelten sich. Sie bewegte ihren Fächer.

— Verreist — hob sie wieder an, — und für wie lange Zeit?

— Das weiß ich nicht.

Jetzt wurde der erste Walzer gespielt. — Lilie wurde von ihrem Cavalier zum Tanze geführt.

Frigga hatte alle Aufforderungen damit beantwortet, daß sie für diesen Tanz bereits engagirt sei.

In demselben Augenblick, in welchem Lilie den Salon verließ, um sich in den Tanzsaal zu begeben, bemerkte eine Stimme hinter Frigga:

— Es war ja dieser Walzer, welchen Sie die Güte hatten, mir zu schenken:

— Der Herr Lieutenant kommen ziemlich spät; man hat bereits die ersten Takte gespielt, — antwortete Frigga ohne die geringste Ueberraschung und reichte Valentin die Hand.

— Aber ich kam doch.

— Daran zweifelte ich keinen einzigen Augenblick. Sie hatten mich ja engagirt.

— Und man läßt nicht Fräulein Harthon stehen.

— Ich bat ja doch allein darum, daß Sie diesen Tanz keinem Andern schenken möchten.

— Das ist wahr; aber diese Bitte schloß ja in sich, daß Sie beabsichtigten, sich hier einzufinden.

Frigga und Valentin walzten hinaus unter die andern Paare.

Valentins Erscheinen im Ballsaal glich einem Ereigniß. Alle, welche nach ihm gefragt, hatten zur Antwort erhalten, daß er verreist sei, und jetzt, jetzt tanzte er den ersten Walzer mit Frigga selbst.

Wir kennen nicht alle die Schlüsse, alle die mehr oder weniger sinnreichen Bemerkungen, welche gemacht wurden; wir wissen blos, daß die am wenigsten Verwunderte die Gräfin Harthon war.

Während des Walzers wurde nicht ein Wort zwischen Frigga und Valentin gewechselt. Ein paar Mal flogen seine Blicke hinüber nach Lilie, welche von dem Augenblick an, wo sie seiner gewahr wurde, eine lebendigere Farbe erhalten hatte.

Als der Walzer zu Ende war, ging Valentin hin, um sich vor dem Grafen und der Gräfin zu verbeugen.

Der erstere bemerkte ganz herzlich:

— Ah sieh, Lieutenant Aurenius! Ich war vollkommen gewiß, daß Sie kommen würden, und ich danke Ihnen dafür.

— Einem Wunsche, welchen der Herr Graf ausgesprochen, muß ich nachkommen. Ich reiste gestern so zeitig ab, daß ich bis zu Anfang des Balls wieder hier sein konnte.

Als Antwort sagte der Graf einige verbindliche Worte.

Die Gräfin nahm sich wohl in Acht, irgend eine Bemerkung zu machen und sie war außerdem so von ihren Gästen in Anspruch genommen, daß sie vergaß, auf Valentin Acht zu geben, welcher hinging, um Aurora aufzusuchen.

Er setzte sich zu ihr und bemerkte scherzend:

— Hier bin ich jetzt, Mademoiselle Dorbineau, und wie Sie sehen, fechte ich lieber, als daß ich fliehe.

— Monsieur, Sie werden doch nicht behaupten,

daß Sie sich meinetwegen eingefunden, — brach Aurora heiter aus.

— Wenn ich auch nicht Ihretwegen hierhergekommen, so sind Sie doch Schuld, daß ich hier bleibe.

— Sie machen mich ganz verlegen, — sie nahm eine verdrießliche Miene an, — bedenken Sie meine vierzig Jahre!

Valentin lachte.

— Die vergesse ich immer, und es ist nothwendig, daß Sie daran erinnern, damit ich daran denke, — versicherte er.

— Sie sind zu artig, aber ich nehme nicht mehr auf mich, als ich vertragen kann, deßhalb glaube ich gewiß, daß Sie auf dem Balle bleiben, um . . . . .

— Um den Sinn Ihrer Worte von vorgestern Abend zu erfahren.

— Ah, Monsieur, sie enthielten nur einen Scherz,

— Bisweilen steht Scherz und Ernst so nahe bei einander, daß man sie nicht trennen kann; also waren es nicht die Worte, an welche ich mich hielt, sondern der Sinn, welcher hinter denselben lag.

— Mißtrauen ist gefährlich; es zeugt gewöhnlich von einem bösen Gewissen, — meinte Aurora.

— Mag sein; aber erlauben Sie mir doch, daß ich eine Frage an Sie richte!

— Ich werde sie mit Vergnügen beantworten.

— Was hielten Sie für die Veranlassung meiner Abreise?

— Soll ich ehrlich sein?

— Das ist klar.

— Nun wohl, ich glaubte, daß Sie ein Wieder-

sehen vermeiden wollten, welches Ihre Seelenstärke auf eine gar zu hohe Probe gestellt haben würde.

— Bravo, ich habe mich also nicht geirrt, und deßhalb bin ich jetzt hier.

— Sie beabsichtigen also auf Liungbro zu verbleiben und sich zum Gegenstand von Blicken zu machen, wie die sind, welche in diesem Augenblick auf Sie gerichtet werden, — bemerkte Aurora ernst. — In diesem Falle habe ich Unrecht gehabt, wenn meine Worte Schuld daran gewesen, daß Sie sich nicht entfernen.

— Mademoiselle Dorbineau, Sie sind wirklich die Erste, welche mich zu einem gefährlichen Menschen stempelt. — Haben Sie soviel von Ihrem Vaterland vergessen, daß Sie sich nicht mehr der Lebendigkeit Ihrer Landsmänninnen erinnern?

Valentin stand auf und fügte hinzu:

— Ich werde jetzt hingehen und mich vor der Gräfin Eldau verbeugen; aber ich bitte Sie, lassen Sie nicht ein unglückliches Gerücht so sehr Ihr Urtheil verwirren, daß jedes Wort und auch die meinigen eine andere Bedeutung erhalten, als sie haben dürfen.

— Seien Sie zufrieden, Monsieur, die Ehre der Gräfin Eldau ist mir zu heilig, daß ich mir ein unrichtiges Urtheil über ihre Handlungen erlauben sollte. Sie ist die Schülerin meiner Schwester gewesen und ist mir lieb.

— Die Gräfin hat demnach in Ihnen nicht nur eine Landsmännin, sondern auch eine Freundin. Ich wünsche ihr Glück.

Valentin verließ Aurora, um sich Lilie zu nähern.

Bevor wir weiter gehen, wird es vielleicht nothwendig sein, mit wenigen Worten von dem Aeußern des Lieutenant Aurenius einen Bericht zu geben.

Er war ein großer und das was man einen stattlichen Mann nennt und von starkem Körperbau. Seine Haltung war leicht und sicher und bewies, daß Mangel an Selbstvertrauen nicht seine schwache Seite sei. Die Stirne war hoch, das Haar dunkelbraun aber schlicht, die Gesichtszüge etwas unregelmäßig, und der Ausdruck darin, obgleich intelligent, ja sogar geistreich, doch kalt.

Seine ungewöhnlich schönen und lebendigen Augen machten, daß er trotzdem ganz hübsch aussah.

Valentin gehörte zu denjenigen Männern, welche mehr Respect, als Interesse einflößen und deßhalb war er kein besonderer Günstling des schönen Geschlechts.

Die Frauen im Allgemeinen hatten etwas Furcht vor ihm und es fiel nie einer ein, gegen Valentin in irgend einer Weise Coquetterie an den Tag zu legen.

Der Instinkt sagte ihnen, daß er sich in solchen Schlingen nicht fangen ließe, und daß er sich ganz gewiß nie von funkelnden Augen und reizendem Lächeln bethören lassen würde.

Obgleich er nur achtundzwanzig Jahre alt war, so sah Valentin doch bedeutend älter aus und doch fand man nichts vom Alter in seinem Wesen.

Er tanzte, und, wie es schien, mit Vergnügen; er scherzte gern mit der Jugend und nahm Theil an allen ihren Spielen und Zerstreuungen; aber er that das auf eine Weise, als wenn er dächte:

— Ich kann mich doch wohl auch dazu herablassen, Kind zu spielen.

Der Hauptzug im ganzen Aeußern des Valentin war Ueberlegenheit und Männlichkeit, ein vollkommenes Bewußtsein der Kraft seines Verstandes und seines Charakters.

Eine gewöhnliche Frau verliebt sich nicht gerne in einen solchen Mann, denn der Verstand sagt ihr, daß sie ihm wie ein Kind vorkommen muß.

Aber kehren wir zu Valentin zurück, der indessen an Lilie herangetreten war.

Mit einer tiefen Verneigung begrüßte er sie, und drückte durch einige verbindliche Worte seine Ueberraschung aus, sie in Schweden wiederzusehen. Dann fragte er nach dem Marquis und der Marquisin und hatte in einigen Augenblicken eine ganz lebhafte Unterhaltung über ihre Bekannten in Paris eingeleitet.

Valentins Stimme hatte nicht ihre gewöhnliche Ruhe und kalten Ton, als er zuerst Lilie anredete; aber nach Verlauf einiger Minuten war er sich gleich.

Er ist schon sehr bewegt, dachte Frigga, welche gleich daneben stand und mit einigen jungen Mädchen und Herren sprach.

Valentin fuhr in seiner Unterhaltung mit Lilie fort, bis die Musik wieder zum Tanze rief und ein Cavalier kam, um die reizende Gräfin zum Tanze zu führen, welche vergebens darauf wartete, daß Aurenius sie engagiren sollte.

Als sie sich entfernt hatte, beeilte Aurenius sich, sich eine Dame zu verschaffen. Im Laufe des Balls

tanzte er ununterbrochen mit Allen, ausgenommen mit Lilie und Frigga.

Zwischen den Tänzen sagte Frigga zu Valentin:

— Nun, wird der Herr Lieutenant nicht Lilie engagiren?

— Ich wage es nicht, — antwortete Valentin.

— Fürchten Sie sich wieder?

— Meine Gegenwart sollte Ihnen das Gegentheil beweisen.

— Es geschah also, um eine Probe Ihres Muthes zu geben, daß Sie sich hier einfanden?

Frigga drohte mit dem Finger.

— Sagen Sie mir Eins! — bat Valentin ernsthaft. — Warum lassen Fräulein Ihre Lippen so oft das Gegentheil von dem aussprechen, was Sie denken?

— Die Frage kann nicht beantwortet werden, weil Sie nicht wahr ist, und es kommt mir vor, als wenn der Herr Lieutenant sie nur aufgeworfen, um es zu vermeiden, die meinige zu beantworten.

— Bedarf es wirklich einer Versicherung, daß ich hierher kam wegen des ersten Walzers? In dem Falle . . . .

— In welchem Falle? . . . . fiel Frigga ein.

— Daß ich keine solche gebe. — Wenn Fräulein nicht so viel von meinem Gemüth und Charakter versteht, daß dieß sich von selbst versteht, so wäre es vergeblich von mir zu hoffen, verstanden zu werden.

— Sie wollen, daß man Hellseher sein soll, wenn es Sie betrifft, da Sie ohne Worte begriffen sein wollen.

— W o r t e, sind denn die so nothwendig? —

Valentin pflückte ein Blatt von Friggas Bouquet und fuhr dann im ruhigsten Tone von der Welt fort:

— Es ist nicht durch sie, daß Fräulein und ich bisher einander verstanden haben.

— Aber es ist durch solche, daß ich jetzt die Vermuthung ausdrücke, daß Sie nicht die Gräfin Eldau vernachlässigen, sondern sofort hingehen und sie zum Tanze auffordern.

— Gnädigstes Fräulein Frigga, hegen Sie nie eine solche Vermuthung, wenn die Rede von mir ist; — ich bin dazu verurtheilt, jede solche Vermuthung zu täuschen. Trotz meiner Selbstvergötterung bin ich doch nicht egoistisch genug, um zu glauben, daß die Gräfin irgend ein Gewicht darauf legt, von mir zum Tanze aufgefordert zu werden.

— Sie haben also nicht die Absicht, sie zu engagiren?

— Ich seze mich einem „nein" von einer so schönen und liebenswürdigen Frau aus und das würde mich untröstlich machen.

Frigga wurde durch den Tanz von Valentin getrennt.

Während des Soupers näherte Lilie sich ihm.

Mit einem einnehmenden Lächeln sagte sie:

— Ich muß Ihnen mittheilen, daß man mir gesagt hat, Sie seien verreist und würden deßhalb den Ball nicht besuchen. Das betrübte mich. Ich wurde auch sehr froh, als Sie erschienen.

Ohne die Augen auf die schöne Frau zu richten, sagte Valentin:

— Ich war verreist und hätte mich in der That nicht hier eingefunden, wenn ich nicht so

glücklich gewesen wäre, von Fräulein Frigga das Versprechen des ersten Walzers erhalten zu haben.

— War das der einzige Grund, daß Sie kamen? — fragte Lilie.

— Ja, Madame, ich reiste Nacht und Tag, um Fräulein Harthon nicht im Stich zu lassen.

Eine dunkle Röthe glühte auf Lilie's Wangen.

— Und ich, die ich mir schmeichelte, daß es Ihnen ein Vergnügen machen würde, eine alte Bekannte aus Frankreich wiederzusehen, — sagte Lilie nach einer kurzen Pause.

— Fräu Gräfin, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen meine Freude darüber zu bezeugen.

— Aber das war nicht der Grund, daß Sie heute Abend hieherkamen.

— Es trifft sich sehr häufig, daß alte Bekannte uns vergessen und ich war nicht vermessen genug, um zu glauben, daß man sich meiner erinnerte.

— Nicht! Ich glaubte im Gegentheil, daß Sie dessen vollkommen gewiß waren.

Valentins einzige Antwort war eine Verbeugung. Lilie fuhr fort:

— Jetzt beabsichtigen Sie wohl nicht, Liungbro so bald zu verlassen?

— Ich reise schon morgen von hier ab.

— Unmöglich! — rief Lilie und sah ihn an.

— Frau Gräfin wissen vielleicht nicht, daß Graf Harthon mir die Verwaltung seiner Güter übertragen hat.

— Ja, das weiß ich, — fiel Lilie ein, — und ich weiß auch, daß Graf Harthon, als er uns einlud, hierher zu kommen, die Hoffnung aussprach, daß

Lieutenant Aurenius, welcher Frankreich besucht hatte, dazu beitragen würde, mir den Aufenthalt auf Liungbro so angenehm als möglich zu machen. — Darum setzte der Graf voraus . . .

— . . . . daß ich zu Hause bleiben würde. — Was beweist das, meine gnädige Gräfin, als daß er die Pflichten nicht kennt, welche meine Abwesenheit erheischen?

— Sind denn diese von einer solchen Natur, daß Sie nicht ein paar Tage Lilie de Maillé opfern können?

— Ein Fräulein de Maillé gibt es nicht mehr, — sagte Valentin etwas bewegt — und für die Gräfin Eldau kann ein solches Opfer keinen Werth haben.

— Monsieur, wenn nun die Letztere Sie darum bäte, würden Sie dann ihre Bitte ausschlagen? — Nicht wahr, Sie reisen nicht? Sie bleiben hier, wähder kurzen Zeit, die ich hier verweile.

— Gräfin, Sie belieben, meine Eitelkeit auf eine harte Probe zu stellen. Ich schätze indessen Ihre Achtung zu hoch, um nicht zu versuchen, siegreich davon auszugehen.

— Monsieur, — bemerkte Lilie mit leiser Stimme, — ich würde es als eine Beleidigung betrachten, wenn Sie nach diesem meine Bitte ausschlügen.

— Daß ich nie dazu kommen kann, Sie zu beleidigen, das wissen Sie, und darum . . .

— . . . . bleiben Sie, — unterbrach ihn Lilie.

Graf Ernfrid trat jetzt an seine Frau heran.

Der Ball war zu Ende und die Gäste abgereist. Jeder, welcher auf Liungbro zurückblieb, hatte sich in seine Zimmer zurückgezogen.

Valentin ging über den Hof bis zum sogenannten Gastflügel, welcher auf der entgegengesetzten Seite des großen Flügels gelegen war, und wo seine Zimmer sich befanden.

An einem der Fenster des großen Wohngebäudes stand Frigga und blickte hinaus in die Nacht.

Sie hörte die Stimme Valentins, als er dem Stallmeister zurief, diese Worte aussprechen:

— Der kleine Jagdwagen und Frederik sollen morgen um sieben Uhr bei Zeiten in Ordnung sein. Ich reise dann nach Stenby.

Einige Minuten darauf verließ Frigga den Salon.

Durch leichten Nebel warf die Sonne am nächsten Morgen matte, schläfrige Strahlen auf die Erde. Es sah aus, als hätte sie die Nacht auf einem Balle zugebracht.

Um sieben Uhr fuhr der Jagdwagen in den Hof hinauf. Einige Minuten darauf erschien Valentin auf der Treppe.

— Fahr nach dem untern Parkthor und warte dort auf mich! — befahl er dem Kutscher und ging dann nach dem Park.

Er nahm seinen Weg direct nach dem Meeresufer.

— Entschuldigen, mein Fräulein, daß ich Sie aufgesucht! — sagte er zu einer kleinen Frauengestalt, welche da stand und das ruhige Wasser betrachtete, über dessen Fläche der Nebel schwebte.

Frigga drehte sich etwas überrascht um, und sagte:

— Wie wußte der Herr Lieutenant, daß ich hier sei?

— Ich wußte es nicht, aber ich hoffte, daß Sie Ihre gewöhnliche Morgenpromenade machen würden, — sagte Valentin.

— Ich glaube, der Herr Lieutenant sagte „meine gewöhnliche?“ fragte Frigga.

— Ja!

— Und nichtsdestoweniger behaupteten Sie vor einigen Tagen, daß ich die Morgenruhe liebe.

— Man behauptet oft etwas, was falsch ist, und so that auch ich es.

— Erklären Sie mir den Grund, warum Sie es thaten.

— Ahnen Fräulein ihn nicht?

— Nein, mein Herr, ich habe nie Ahnungen.

— Nun wohl, dann wollen wir nicht davon sprechen.

— Das ist wahr, Sie machen Ansprüche darauf, verstanden zu werden ohne alle Erklärungen.

— Erlauben Sie, daß wir das lassen! Ich war übrigens so frei, Fräulein aufzusuchen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, bevor ich abreise.

— Sie hielten es also für ausgemacht, daß ich mich nicht „verschlafen“ würde, da Sie nicht von mir Abschied nahmen, als wir uns diese Nacht trennten?

— Ich war dessen ganz sicher, daß ich Sie hier treffen würde.

— Sie hätten sich verrechnen können.

— Ich kann mich nicht in Ihnen verrechnen.

Frigga schwieg. Beide betrachteten eine Zeitlang die Nebel, welche höher stiegen.

— Sie reisen! hob Frigga wieder an. — Ich gestehe, daß es mich Wunder nimmt.

— Das verwundert Sie nicht, Fräulein Frigga; aber es würde Sie verwundert haben, wenn ich geblieben wäre.

— Man hat Sie jedoch darum gebeten.

— Das, was ich verweigerte zu thun, weil Sie es wünschten, konnte keine Andere mich zu thun vermögen.

— Geben Sie Acht, daß Sie nicht von Neuem eine falsche Behauptung machen.

— Ich thue das jetzt nicht, Fräulein Frigga; sondern spreche bloß eine Wahrheit aus. Und jetzt, leben Sie wohl Fräulein Harthon.

Valentin verneigte sich, Frigga legte ihre Hand in die seinige und sagte:

— Wann kommen Sie wieder?

— Wenn die Ernte vorbei ist.

— Gut, willkommen dann und immer! — Haben Sie Dank dafür, daß sie reisten! — fügte sie hinzu mit einem milden Lächeln.

Im nächsten Augenblick stand sie allein am Meeresufer.

Die Strahlen der Sonne brachen jetzt durch den Nebel.

Frigga dachte:

Ich habe ihn also richtig beurtheilt. Es thut meinem Herzen wohl, daß ich ihm meine ungetheilte Hochachtung schenken kann.

In demselben Augenblick hörte man das Rollen eines Wagens, welcher wegfuhr. Frigga fügte in Gedanken hinzu:

— Er kommt wieder, wenn die Ernte vorbei ist. — Wie viel liegt nicht in diesen Worten! — Welcher Unterschied zwischen ihm und Arthur! — Arthur! — wiederholte sie mit gedankenvoller Miene. Jahre sind verflossen in der Erwartung, daß er wiederkommen sollte; aber er ist nicht gekommen. Jetzt fürchte ich, daß die Ernte heimgebracht und verzehrt sein wird, bevor er sich auf Liungbro sehen läßt.

Beim Frühstück theilte der Doctor dem Grafen mit, daß der Lieutenant nach Stenby gereist sei und nicht vor einigen Wochen zurückkehren würde.

Der Graf erging sich in Lobeserhebungen über die Thätigkeit und Geschicklichkeit, welche Aurenius an den Tag legte.

Lilie verschüttete den Kaffee auf ihr weißes Morgenkleid. Ernfrid beklagte mit einem eigenen Blick auf seine Frau, daß er nicht Gelegenheit gefunden, nähere Bekanntschaft mit Valentin zu machen.

Die Gräfin billigte in ihrem Innern das Benehmen Valentins, Aurora bewunderte es, und Frigga, welcher der Blick Ernfrids nicht entgangen war, dankte Gott, daß er fort war.

Während der ersten Wochen, welche Eldau's auf Liungbro zubrachten, löste eine Einladung die andere ab; Bälle und Lustbarkeiten reihten sich aneinander. Man machte Ausflüge nach allen merkwürdigen und schönen Punkten. Man hatte vor lauter Einladungen und Vergnügungen gar keine Zeit zum Denken.

Endlich versicherte Lilie, welche eine kleine und

zarte Pflanze war, daß sie nicht mehr fähig sei herumzuschweifen, sondern Ruhe wünsche. Gleich wurden die Vergnügungen abgebrochen.

Man schlug die Einladungen aus und verblieb auf Liungbro, wo man indessen keinen einzigen Tag ohne Fremde war.

Ernfrid jagte, und that nichts als jagen. Nie erschien er öfter, als er dazu gezwungen war. Der Graf und er streiften herum in Wald und Feld.

Eines Abends, als gegen die Gewohnheit keine Fremde auf Liungbro waren, promenirte Lilie, auf Frigga's Arm gestützt, durch den Park.

Sie unterhielten sich vom Winter und dessen früherem Erscheinen in Schwedens Hauptstadt. Plötzlich bemerkte Lilie:

— Glaubst Du, daß mein Mann mich lieb hat?

— So viel er kann, hat er es.

Lilie brach in ein schallendes Gelächter aus.

— Du hast Recht; so viel er kann, das heißt, er liebt eigentlich sich selbst. Eure Männer hier in Schweden sind Menschen ohne Herz und Gefühl.

Lilie setzte sich auf eine Bank und fuhr mit ernster Stimme fort:

— Sein Herz einem Schweden zu schenken, bedeutet, dasselbe dem Tode weihen. Lange, bevor ich meinen Mann kannte, liebte ich einen Deiner Landsleute. Er war mir so lieb, daß ich mit ihm Armuth und Elend getheilt haben würde. Ich werde nie einen Andern lieben; denn ich werde nie sein Ebenbild finden.

Sie schwieg und stützte den Kopf auf die Hand. Frigga schwieg auch.

Lilie hob wieder an:

— Wenn ich mit ihm zusammen war, fiel es mir nie ein, daran zu denken, daß ich eine geborne Marquisin de Maillé und er ein Bürgerlicher sei. Ich fühlte blos, daß er der Mann war, welchen mein Herz anbetete, und an dessen Füßen zu sitzen ich liebte. Als seine Gattin wäre ich ein Engel geworden. Ach, Du weißt nicht, wie viel ich gelitten.

Lilie neigte ihren Kopf seitwärts. Sie war ein reizendes Kind.

— Wurde Deine Neigung erwiedert? — fragte Frigga.

— Ja! — Lilie seufzte: Während der ersten Zeit, wo wir uns sahen, war ich nahe daran, verzweifelt zu werden, weil es mir nicht klar war, ob er mich vorzog, oder nicht; als wir aber auf das Schloß meines Vaters hinauskamen, fing ich an zu ahnen, daß sein Herz von denselben Gefühlen bewegt würde, wie das meinige. Eines Abends bekräftigten seine Worte, was ich schon wußte.

Lilie weinte.

— Du kannst begreifen, wie glücklich ich damals war. Es kam mir vor, als wenn die Erde kein Wesen trüge, dessen Glück mit dem meinigen zu vergleichen sei; — aber der folgende Tag dämmerte, und dann — war er fort. Er war abgereist, einen Brief hinterlassend, in welchem er erklärte, daß die Liebe zu Marquis de Maillé's Tochter seinerseits eine Tollheit sei, der sich zu überlassen er weder wollte noch konnte. — Die Frau, der er einmal seine Hand bieten sollte, müßte auf derselben Stufe stehen, wie er, und nicht durch ihren Rang über ihn erhöht

sein. Zwischen ihm und mir läge, wie er schrieb, meine Geburt, gleich einer unübersteiglichen Mauer.

Lilie's Bewegung verhinderte sie weiter zu sprechen.

In demselben Augenblick kamen zwei schöne Jagdhunde herangesprungen.

Die Thränen wurden weggetrocknet, und als Graf Ernfrid kurz darauf im Jagdanzug erschien, waren die Spuren davon vollständig verschwunden.

Ernfrid trat auf Lilie zu und bemerkte, nachdem er Frigga begrüßt hatte, gegen seine Frau:

— Würde es Dir lästig sein, mir zu folgen? Ein Brief aus dem Auslande macht, daß ich Dich zu sprechen wünsche.

Er bot Lilie seinen Arm und fügte hinzu, indem er sich an Frigga wandte:

— Um Vergebung, daß ich auf diese Weise die Damen trenne; aber vielleicht daß Du, beste Frigga, mit hinaufgehst.

— Nein, ich danke, ich ziehe es vor hier zu bleiben, — antwortete Frigga.

Die beiden Gatten entfernten sich.

Als der Schall ihrer Schritte verhallt war, hörte man die Töne eines Waldhorns. Sie klangen herüber von der entgegengesetzten Seite des Parks und nicht so sehr weit von Frigga, welche unwillkürlich zusammenfuhr und den Kopf umdrehte.

Ebenso plötzlich als sie ertönten, schwiegen sie wieder, und bald starb auch selbst das Echo dahin.

— Was soll das bedeuten? — dachte Frigga und stand auf, um der Richtung nachzugehen, von

wo sie kamen. Sie blieb indessen gleich stehen, denn Valentin näherte sich auf einem Seitenweg.

— Wie! — rief Frigga. — Ist die Ernte schon eingebracht?

— Nein, wenn das der Fall wäre, würde ich nicht auf diese Weise hier aufgetreten sein, — antwortete Valentin.

Frigga bemerkte jetzt, daß er ungewöhnlich bleich und daß sein Aussehen unruhig und bekümmert war.

— Ich bin nur nach Liungbro gekommen, um Sie zu treffen, und womöglich mit Niemandem sonst zusammenzustoßen, — fügte er hinzu.

Von den Lippen irgend eines andern Mannes würde das sich sonderbar ausgenommen haben; aber das ganze Aeußere Valentins zeigte, daß, was auch die Ursache sei, weßhalb er Frigga aufsuchte, es wenigstens keine erfreuliche sein könne.

— Ist etwas Unangenehmes passirt? — fragte Frigga.

— Ja! — Und wären Sie ein weniger beherztes Mädchen, so würde es mir schwer fallen, Sie auf die Wahrheit vorzubereiten. Jetzt beklage ich, daß ich es bin, der Ihnen eine schmerzliche Nachricht bringen muß. Doch, es läßt sich nicht ändern. — Ich habe heute einen Brief aus Genf erhalten, in welchem man erwähnt, daß Graf Melcer . . .

— Gestorben ist! — rief Frigga bebend.

— Der Tod ist nicht das größte Unglück, das einen Menschen treffen kann; oft ist er eine Wohlthat. Graf Melcer ist nicht todt, er ist krank.

Valentin hielt inne.

— Ach, mein Herr, fahren Sie fort, Sie sehen wohl, daß ich Muth habe, Sie zu hören.

— Nun wohl, man gibt an, daß der Graf an einer plötzlich eingetretenen Geistesstörung leidet, welche durch einen Fall in einer Ruine hervorgerufen wurde.

Frigga faltete die Hände und seufzte tief.

— Dieser Brief, — fuhr Valentin fort, — lag in dem meinigen und ich wurde von dem Verfasser desselben, einem gemeinschaftlichen Freund von mir und Fräuleins Bruder, ersucht, den Grafen und die Gräfin auf das Unglück vorzubereiten, bevor ich abreise.

Valentin zeigte Frigga den Brief und fügte hinzu:

— Ich gestehe, daß es mir an Muth gebricht, diesen Auftrag auszuführen, bevor ich mich selbst überzeugt habe, daß Graf Melcer an Geistesstörung leidet. Ich hoffe, daß man seinen Zustand übertrieben hat, und darum habe ich Fräulein aufgesucht, um Ihnen meinen Entschluß mitzutheilen, den ich gefaßt. Ich reise schleunigst nach Genf und der Brief bleibt bis auf Weiteres bei mir. Der Graf und die Gräfin bleiben in Unkenntniß davon, bis ich wiederkomme. Steht es so schlecht, wie hier mitgetheilt wird, so muß Graf Melcer in eine der besseren Anstalten für Geisteskranke gebracht werden, und in diesem Falle bedarf es einer sicheren Person. Ich schmeichle mir eine solche zu sein. Wenn Fräulein meinen Vorschlag billigen, so reise ich augenblicklich ab.

— Meine einzige Antwort ist: Gott lohne Sie.

— Gut, dann ist die Sache abgemacht; suchen

Sie nur es zu verhindern, daß das Gerücht von dem Gesundheitszustand des Grafen Melcer sich nicht durch Graf Eldau den Weg zu seinen Eltern bahne. Leben Sie wohl, Fräulein Frigga, bitten Sie Gott, daß ich Ihnen auf eine bessere Weise nützlich werde, als dadurch, daß ich größere Einnahmen von den Gütern Ihres Vaters erziele.

Valentin eilte davon.

Freude zu heucheln und zu lachen, wenn das Herz vor Schmerz pocht, ist fast unmöglich, und doch wird es möglich, wenn es geschieht, um Denjenigen, welchen wir lieben, ein Leiden zu ersparen.

Frigga würde sich selbst Allem, was man wollte, unterworfen haben, wenn sie blos dadurch den Vater und die Mutter von jeder Sorge hätte befreien können.

Als Valentin davon geeilt war, begab sich Frigga sofort aus dem Park und direct zu Eldau's.

Sie erinnerte sich, daß Ernfrid von einem Brief aus dem Auslande gesprochen und zitterte beim Gedanken, daß er vielleicht etwas vom Bruder enthielt, was durch Ernfrid ihren Eltern zu Ohren kommen konnte.

Frigga's Vermuthung war auch vollkommen richtig.

Der Brief kam von der Marquisin de Maillé und enthielt die Nachricht, daß sie erfahren habe, Melcer habe sich so stark verletzt, daß seine Wiedergenesung fraglich sei.

Die Marquisin bat Ernfrid, Graf Harthon davon in Kenntniß zu setzen.

Frigga trat gerade bei Eldau's ein, als der ächte Mann seiner Gattin den Auftrag übergab, den er behauptete, daß sie als Frau besser als er ausführen könne.

Beim Anblick von Frigga stürzte Lilie mit thränenerfüllten Augen entgegen; aber bevor ein Wort über ihre Lippen kommen konnte, sagte Frigga:

— Haben Sie Nachrichten von Melcer erhalten?

— Ja, theure, geliebte Freundin, — ich sollte Dich gerade aufsuchen, um . . . .

— Um mir zu sagen, daß er krank sei, — unterbrach sie Frigga. — Ich weiß es und kam, um Sie zu bitten, meinen Eltern nichts zu sagen, bevor ich weitere Nachrichten erhalten. Lieutenant Aurenius hat sich zu ihm begeben.

— Ist der Lieutenant nach der Schweiz gereist? — fragte Ernfrid.

— Ja, — antwortete Frigga, — und versprecht mir jetzt Schweigen;

— Das versprechen wir, — versicherte Ernfrid, der in seinem Egoismus es außerordentlich hübsch fand, daß er es überhoben würde, Zeuge eines heftigen Schmerzes zu sein.

Er suchte mit einigen gewählten Worten Frigga zu trösten, aber sie unterbrach ihn wieder und sagte:

— Bester Ernfrid, laßt uns nicht von diesem traurigen Thema sprechen; einige unglückliche Ereignisse sind von einer solchen Natur, daß diejenige Theilnahme am beredtesten ist, die da schweigt.

Frigga ging hinauf auf ihre Zimmer und Lilie dachte:

— Er ist abgereist! abgereist ohne ein Abschiedswort an mich. — Ich bin noch viel unglücklicher als Frigga.

Ernfrid fing an, darüber nachzusinnen, daß es Zeit sei, Liungbro zu verlassen.

Monat September und auch ein großer Theil von October war zu Ende, ohne daß man etwas von Valentin hörte.

Graf Harthon konnte es nicht unterlassen, gegen den Propsten seine Verwunderung über Valentins Benehmen auszusprechen.

Er, welcher sonst mit so vieler Gewissenhaftigkeit sein Amt versehen hatte, verließ dasselbe jetzt, wo seine Gegenwart am meisten nothwenig war, und überließ es den Inspectoren, zu hausen, wie es ihnen beliebte. Daß dies dem Grafen mißfiel, war natürlich.

In den Fällen, in welchen der Graf seinem Mißvergnügen und seiner Verwunderung Worte lieh, antwortete der Propst ganz ruhig:

— Mein Sohn hat nicht anders handeln können, — und damit unterbrach er den Grafen, welcher gegen diese bestimmte Erklärung von dem Vater des Abwesenden keine Einwendung machen wollte.

Aber weit entfernt, ihn zufrieden zu stellen, reizte er nur den Grafen in seinem Innern, und jetzt bekam Frigga und die Gräfin die Auslassungen seines Aergers zu hören.

Frigga schwieg in solchen Fällen. Sie konnte Valentin nicht vertheidigen, denn sie war nicht im Stande, Etwas zu seiner Entschuldigung anzuführen, wenn sie nicht die Ursache seiner Abwesenheit verrathen wollte.

Sie dachte, daß, wenn Valentin zurückkehrte, Alles klar werden und ihr Vater einer der Ersten sein würde, der ihm dankte für das, was er gethan.

Durch den Propsten hatte Frigga eine einzige Nachricht von Valentin erhalten und die lautete: daß Melcers Zustand nicht so gefährlich sei, wie der Briefschreiber angedeutet, sondern daß man das Beste hoffen könnte.

Nach diesem Brief kam nichts weiter an und die Zeit verstrich langsam für die in heimlicher Angst lebende Frigga.

Man war jetzt am Schluß des October. Der Herbst hatte ein ungewöhnlich mildes Gesicht gezeigt und eben dieser mit Regen und Nebel so freigebige Monat hatte mehrere schöne und sommerliche Tage bescheert.

Es war, wie gesagt, ein klarer und frischer Sommertag am Ende des October. Der Graf und die Gräfin waren zur Kirche gefahren. Frigga war zu Hause geblieben.

Sie besuchte diesen Morgen eine kranke Frau von einem der Untergebenen des Grafen und nachdem sie bei ihr gesessen und einige Worte des Trostes und der Aufmunterung zu der Leidenden gesprochen, kehrte sie zurück mit den Gedanken auf den Bruder gerichtet.

Ein Gefühl der Hoffnung und des Vertrauens

erfüllte Friggas Brust, und es kam ihr vor, als wenn etwas von dem Muthe und der Seelenstärke welche sie dem kranken Weibe zuzusprechen gesucht, jetzt ihr eigenes Innere erfülle.

Nach ihrer Rückkehr setzte Frigga sich in dem gewöhnlichen großen Gesellschaftszimmer, um zu lesen; aber sie hatte kaum das Buch geöffnet, als das Rollen eines Wagens, welcher rasch den Hof hinauffuhr, sie veranlaßte, einen Blick durchs Feuster zu werfen.

In der offenen Chaise saßen zwei junge Leute. Beim Anblick derselben entschlüpfte Frigga ein Ausruf der Ueberraschung und im nächsten Augenblick war sie an der Salonthür, aber sie hielt inne und murmelte:

— Nein, ich wage es nicht. O mein Gott, mache mich stark, falls ich gezwungen sein sollte, ihn wiederzusehen als einen . . . .

Die Thüre ging auf. Auf der Schwelle stand Graf Melcer; bleich und sehr verändert, das ist wahr, aber mit vollkommen unverwirrtem Blick und Aussehen.

In der nächsten Minute hatte Frigga sich in seine Arme geworfen. Ein Strom von Freudenthränen floß über ihre Wangen.

Lange hielt der Bruder sie fest an seine Brust geschlossen, als wenn er gefürchtet hätte, sie loszulassen und wieder die liebe, jetzt seinem Herzen so theure Schwester zu verlieren.

Drei Jahre waren vergangen, seit Melcer das Vaterhaus verlassen, um in fremden Ländern die Erinnerung an eine unglückliche Neigung zu verwischen.

Melcer, von Natur hochmüthig und unbändigen Charakters, hatte doch schon von der Kindheit an Frigga lieb gehabt, obgleich er, während sie miteinander aufwuchsen, fortwährend den Herrschsüchtigen gespielt, etwas, was indessen bei einem Charakter wie Friggas nicht so leicht ging.

Weder als Kind noch als erwachsenes Mädchen vertrug ihre selbstständige Seele irgend eine Gewalt. Für Ihre Pflicht konnte Frigga Alles opfern; aber für Machtsprüche war sie nicht geschaffen.

Das machte, daß Melcer schon in seinen jungen Jahren Achtung für sie hegte und auf diesem Gefühl beruhte seine Ergebenheit.

Valentin, welcher wohl sah, daß sie allein sein mußten, kam auch nicht zum Vorschein bevor die Kirchenglocken anzeigten, daß der Gottesdienst zu Ende sei; dann trat er in den Salon zum Mittagstisch angekleidet. Er fand Frigga und Melcer auf dem kleinen Sopha sitzend.

Beide standen auf und kamen ihm entgegen.

— Dank! — stammelte Frigga.

— Wenn das, was ich gethan, einen D a n k von Fräulein Harthon verdient, dann bin ich reichlich belohnt, — antwortete Valentin.

Melcer sagte nichts; aber er schüttelte treuherzig Valentins Hand, worauf er einen Blick auf seine Reisekleider warf und bemerkte:

— Meine Eltern werden bald von der Kirche zurück sein; ich kann sie nicht in diesem Anzug begrüßen. Mein Vater könnte es als einen Verstoß gegen das, was er als Pflicht betrachtet, ansehen, falls ich mich nicht umzöge.

Mit einem freundlichen Nicken gegen die Schwester verließ Melcer das Zimmer.

Frigga und Valentin blieben allein.

— Welche Zeit der Angst, war doch die verflossene, — sagte Frigga — und welche Stunde unbeschreiblicher Freude ist dieses Wiedersehen.

— Da ist die erstere durch die letztere wieder gut gemacht worden, — sagte Valentin. — Hat das gräfliche Paar nichts geahnt?

— Meine Mutter ist freilich unruhig darüber gewesen, daß sie keinen Brief erhalten; aber Melcer ist immer ein langsamer Briefschreiber gewesen, so daß sie sich damit getröstet hat. — Und jetzt, Herr Lieutenant, da ich nicht von meiner Dankbarkeit zu sprechen wage, so müssen Sie mir es verzeihen, wenn ich Sie mit Fragen bestürme.

— Das werde ich gewiß thun; aber Sie dürfen mir nicht zürnen, wenn ich sie unbeantwortet lasse.

— Auf eine so harte Probe beabsichtigen Sie mich doch wohl nicht zu setzen. Bedenken Sie, daß ich an Melcer keine Frage gerichtet, weil ich erwartete, daß . . . . .

— Durch mich Ihre Neugierde befriedigt zu bekommen. Gerne, Fräulein Frigga; aber später; Sie, welche so tapfer den Kampf zwischen Angst und Unruhe bestanden, Sie werden unmöglich dem Verlangen unterliegen, zu erfahren was sich zugetragen, da das Resultat doch ist, daß Sie Ihren Bruder gesund wiedersehen.

— Und Sie, Sie kehren zurück eben so unnachgiebig wie sie abreisten.

— Danke für das Zeugniß; aber jetzt ein ernst-

hafter Rath: Thun Sie dem Grafen Melcer keine Frage in Beziehung auf seinen Aufenthalt in der Schweiz. Deuten Sie nicht darauf hin, und thun Sie, als wäre es Fräulein unbekannt, daß er sich dort aufgehalten.

— Ich werde gehorchen. — Was ist die Ursache dieser Vorschrift?

— Aus Gnade, keine Fragen! Erlauben Sie mir hinzuzufügen: Fräulein müssen auf irgend eine Weise das gräfliche Paar davon unterrichten, daß es dieselbe Vorsicht beobachten, und daß sie im Allgemeinen nicht versuchen mögen, mehr zu erfahren, als er von selbst erzählt über seinen Aufenthalt im Auslande.

— Melcer ist also nicht gesund von Gemüth, — fragte Frigga unruhig.

— Vollkommen, soviel mehr, als er nie das gewesen ist, was man gemüthskrank nennt; aber Fräulein, es ist ihm während seines Aufenthalts in der Schweiz etwas Trauriges begegnet. Er darf nicht daran erinnert werden.

— Durch mich soll er es nicht werden, — versicherte Frigga.

— Dann ist Alles gut, und jetzt soll ich Grüße von Graf Eldau's bringen, — hob Valentin wieder an. — Während unseres Aufenthalts in Stockholm besuchte ich sie.

— Sie wissen doch, daß sie gleich nach Ihnen Liungbro verließen.

— Die Gräfin erwähnte es. — Der Graf bat mich, Fräulein seine herzliche Freude darüber auszu-

drücken, daß das Gerücht in Betreff des Grafen falsch gewesen.

— In der That! — Frigga lächelte ironisch. — Seine Theilnahme war indessen nicht größer, als daß er sich schleunigst entfernte, sowie das Unglück an unsere Thüre klopfte. — Besuchte mein Bruder Eldau's?

— Nein, er sandte bloß seine Karte.

— Wie schien Lilie gestimmt zu sein? Gedieh sie in unserer kleinen Hauptstadt?

— Ich vermuthe es. Die Gräfin war schön, wie immer.

Bevor Melcer wieder im Salon zum Vorschein kam, hatte Frigga ihren Eltern ein kurze Erklärung gegeben und Valentin ihre Danksagungen empfangen.

Von diesem Tage an bewies Graf Harthon Valentin ein noch größeres Wohlwollen, als zuvor.

Es war leicht zu sehen, daß der alte Edelmann die ungerechten Anklagen gleichsam bereute, welche er gerade damals gegen Valentin erhoben, als dieser alles bei Seite gesetzt, um dem Grafen und der Gräfin ein bittere Angst zu ersparen.

Man begegnete auch Valentin mit einem Vertrauen und einer Freundschaft, welche um so ehrender waren, als der Graf nicht verschwenderisch darin zu sein pflegte.

Nach seiner Rückkehr widmete Valentin sich lediglich seinem Beruf. Man sah ihn fast nie in den gewöhnlichen Abendzirkeln.

Oft erklärte der Graf und auch die Gräfin, daß sie ihn vermißten, und fügten dann immer den Wunsch hinzu, daß er kommen möchte und ihnen die langen Winterabende verkürzen helfen; — aber dann antwortete Valentin:

— Der Verlust ist auf meiner Seite, der ich so angenehme Stunden missen muß; aber ich bin gezwungen, mich demselben zu unterwerfen. Meine Reise ist Schuld daran, daß Manches versäumt worden ist, was jetzt eingeholt werden muß.

Melcer begleitete bisweilen Valentin, wenn dieser Reisen nach Vaarnäs, Stenby oder Umgegend unternahm. Es schien, als wenn er besonders in Aurenius' Gesellschaft sich wohl befand und recht oft sagte er:

— Der Herr Lieutenant könnte sich wohl Abends frei machen, und die Zeit mit mir verplaudern, Der Herr Lieutenant kann ja über die Inspectoren und Schreiber befehlen. Lassen Sie die arbeiten, aber seien Sie gegen sich selbst barmherzig.

— Bester Graf, ich lasse nie Andere meine Arbeit verrichten.

Die einzige Ruhe, welche er sich gönnte, bestand darin, daß er ein paar Mal in der Woche nach dem Pfarrhof zu seinen Eltern ging.

Wenn er bei diesen Besuchen erst die Mutter geliebkost und lächelnd ihren Klagen über sein stolzes und unpassendes Benehmen im gräflichen Hause zugehört, ging er hinauf zum Vater, um eine Stunde oder zwei mit ihnen zu verplaudern.

Valentin pflegte dann zum Propst zu sagen:

Wenn ich ein paar Tage nichts Aufklärendes und

Lehrreiches von Papa geholt, kommt es mir vor, als wenn ich Hunger spürte nach geistiger Nahrung.

Vatentin bewunderte den Vater und hatte die Mutter lieb; aber er war bei alledem ein selbstständiger Sohn. Derjenige, welcher ihn sähe, wenn er mit den Eltern allein war und sein Gemüth nicht kannte, würde Manches gegen ihn zu bemerken gefunden haben.

Er konnte z. B. mit großer Heftigkeit mit dem Vater disputiren; ja der größte Theil ihrer Unterhaltung bestand im Disputiren. Vater und Sohn verfochten dann ihre Behauptungen mit einer solchen Lebendigkeit, daß sie ganz rasend gegen einander wurden.

Diese Debatten hatte der Propst ganz und gar allein hervorgrufen.

Er liebte es, zu disputiren und konnte oft, um nur den Sohn seine Ansichten entwickeln zu hören, die größten Paradoxen aufstellen. Jeder solcher Wortstreit endigte indessen damit, daß der Propst ihm die Hand reichte und sagte:

— Schade, daß Du Diener sein mußt, Du hättest Professor werden sollen.

Gegen seine Mutter war Valentin immer heiter und scherzte über ihre Schwäche, den Vornehmen gegenüber.

Wenn sie ihm eine längere Strafpredigt halten wollte, faßte er sie am Arme und tanzte mit der Alten herum, bis sie anfing zu lachen:

Er disputirte nie mit ihr; aber er nahm auch gar keine Rücksicht auf ihre Rathschläge. Sie waren

wie weggeworfen, da sie immer im direkten Widerspruch mit Valentins stolzem Charakter standen.

Dem Vater ausgenommen, räumte er Niemanden das Recht ein, sich in sein Thun und Lassen zu mischen.

Wenn Egoismus je erlaubt sein kann, so schien dies der Fall bei Valentin zu sein, da er in Allem das Rechte zu treffen suchte.

Doch es ist am besten, daß wir die Ereignisse sprechen lassen, sie werden beweisen, was er war, und wohin sein Selbstvertrauen führte.

Alle auf Liungbro, vom Grafen bis zum Doctor und Aurora, hatten versucht, Valentin zu überreden, daß er sich selbst ein wenig Ruhe gönne; aber wie wir bereits erwähnt, ohne Erfolg.

Die Einzige, die kein Wort gesagt, war Frigga. Sie allein schwieg, und als Valentin sich scherzend weigerte, den Bitten der Uebrigen nachzukommen, sah Frigga ihn ganz ruhig an.

Valentin warf keinen einzigen Blick auf sie, um den Grund dieses Schweigens herauszufinden.

Seit dem Sonntag, an welchem Valentin nach Liungbro zurückgekehrt war, hatten er und Frigga nicht mehr mit einander gesprochen, als die gewöhnlichen Begrüßungen.

Sie wichen einander aus; aber Frigga schien sich nicht mehr so dafür zu interessiren, sich mit Valentin zu unterhalten. Vielleicht kam es daher, daß er immer mit Melcer beschäftigt war und fortwährend mit ihm plauderte. Vielleicht war es auch Friggas Unruhe über des Bruders schweigsame und düstere Stimmung, welche es veranlaßte, daß sie sich nicht Zeit gab,

Anderen ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Es schien klar zu sein, daß sie und Valentin von anderen Interessen so in Anspruch genommen waren, daß sie kaum Zeit hatten, sich miteinander zu beschäftigen.

Der Weihnachtsmonat war angebrochen und mit ihm eine schneidende Kälte.

An einem frischen Wintermorgen, als die Sonne durch die Fenster des Speisesaals schien und dem Zimmer ein ungewöhnlich heiteres Aussehen verlieh, fand sich Vatentin früher als gewöhnlich beim Frühstück ein.

Im Saale befand sich Frigga. Sie stand und betrachtete die hübsche Winterlandschaft.

— Ah sieh, der Herr Lieutenant! — rief Frigga fröhlich. Was kann die Ursache sein, daß Sie heute so frühzeitig hier sind?

— Meine Uhr ist stehen geblieben, — antwortete Valentin.

— Sie haben sich also in der Zeit geirrt?

— Wie Sie sehen, gnädiges Fräulein, bin ich heute derselben vorausgeeilt.

— Um so besser. Ich habe schon längere Zeit Sie zu sprechen gewünscht.

— Längere Zeit; und was hat denn Fräulein abgehalten?

— Mangel an einer passenden Gelegenheit.

— Und doch habe ich Fräulein jeden Tag getroffen.

— Gewiß; aber Sie haben sich ja nur bei den Mahlzeiten sehen lassen und sich dann sofort entfernt.

— Sie haben mich nicht zu bleiben gebeten, — sagte Valentin ernst.

— Haben Sie darauf gewartet?

Frigga schaute zum Fenster hinaus.

— Ja!

Eine Pause von einigen Secunden entstand, dann drehte Frigga sich um und sagte:

— Ich brauchte ja nicht Sie um das zu bitten, was Sie wußten, daß ich wünschte.

— Nicht bitten, das ist nicht das rechte Wort — ich wartete darauf, daß Sie einen Wunsch aussprechen würden.

— Und warum, da Sie denselben kannten?

— Bisweilen verläßt uns der Glaube, und dann erwacht das Verlangen, denselben zu stärken. Sie schwiegen, und ich — hatte so viel zu thun.

— Hat mein Schweigen die Menge Ihrer Geschäfte veranlaßt?

— Ganz gewiß und das wird auch fortfahren, mich zur Eile anzutreiben.

— Beabsichtigen Sie, uns den ganzen Winter Ihrer Gesellschaft zu berauben?

— Ich weiß es nicht.

— Wir werden also nicht zusammen musiciren, nicht lesen und plaudern, wie früher?

— Alles das beruht auf Fräulein. Ein Wort von Ihnen, und ich bringe die Abende in der Familie zu. Ich werde dann meine Arbeitsstunden anders eintheilen.

— Lieutenant Aurenius, jetzt sage ich, wie Sie einst sagten: sind Worte nöthig?

— Nicht nöthig; aber ich bedarf ihrer.

— Und deßhalb sollen sie von mir ausgesprochen werden?

— Nein, sie sollen nicht. Hier ist nicht die Rede von Zwang. Fahren Sie fort zu schweigen und ich fahre fort, Abends zu arbeiten.

— Sie warten also bloß darauf, daß ich Sie bitten soll.

— Fräulein, ich habe mich bereits erklärt.

Valentin sah Frigga an.

— Aber ich gedenke nicht an Sie Bitten zu verschwenden, — sagte sie lachend, und darum laßt uns das Thema verlassen.

— Wie Ihnen gefällig ist, — antwortete Valentin, setzte sich Frigga gerade gegenüber und fügte in einem heiteren Ton hinzu: Nun, bestes Fräulein, über was haben Sie gewünscht mit mir zu sprechen?

Frigga sah ihn an.

— Wegen einiger gemeinschaftlichen Schulden.

— Wirklich! Sie und ich haben also etwas Gemeinschaftliches, wenn es auch nur Schulden sind?

— Halten Sie denn dafür, daß dies das Einzige ist?

— Beinahe. Vor den Creditoren, wie vor dem Tode, hört aller Rangunterschied auf.

— Nicht so ganz. Derjenige, welcher am wenigsten Schulden hat, bedeutet am meisten, und derjenige, welcher die größten hat, nimmt den untersten Rang ein.

— Wenn dies so ist, so wird das der einzige Fall, in welchem der kleinste am meisten gilt. Aber wie war es nun mit unsern Schulden?

— Ach, damit steht es so schlecht, daß, wenn ich dazu verurtheilt würde, das, was wir einander schuldig sind, zu bezahlen, ich gezwungen wäre, Banquerott zu machen.

— Um Verzeihung, Fräulein Harthon, die Erbin zu Stenby kann nicht Banquerott machen, — antwortete Valentin kalt.

— Mein Herr, Sie sind gewiß ein Finnländer. — Es ist jetzt nicht die Rede davon, was ich besitze und nicht besitze, sondern davon, was ich schuldig bin, und wäre ich auch das reichste Weib auf Erden, so würde ich doch nicht im Stande sein, das zu bezahlen, was ich Ihnen schuldig bin. Aber die Rede ist jetzt nur von unserer Wette. Ich trete auf als Creditorin.

— Fräulein Etwas schuldig zu sein, ist immer ein Glück und ich habe deßhalb nicht die geringste Miene gemacht zu zahlen; aber wenn ich mich nicht irre, so . . . .

— Haben Sie aber die Bezahlung einer Wette zu fordern. Gewiß, und das einer sehr alten, welche galt eine . . . .

— Eine Camelie!

— Richtig! das war auch der Grund, warum ich von unsern Schulden sprach. — Nun wohlan, mein Herr, womit soll ich meine verlorene Wette bezahlen?

— Meine Forderung muß noch stehen bleiben. Einst werde ich kommen und sie einfordern; bis dahin muß es Zeit haben. Jetzt würde ich nichts zu wünschen haben, und da der Gewinn von mir bestimmt werden muß, so muß ich erst im Stande sein, etwas zu wünschen.

— Nun wohl, wie es Ihnen beliebt; aber ich will jetzt meinen Gewinnst haben.

— Und ich werde mich nicht einer so angenehmen

Abrechnung entziehen. Womit soll sie in Richigkeit gebracht werden? Es steht dem Fräulein zu, die Zahlungsbedingungen zu bestimmen.

— Ich weiß es; aber bedenken Sie es genau; wollen Sie es nicht selber thun?

— Nein, bei Ehre und Treue.

— Um so besser. Ich werde nicht billig sein.

— Das sind gute Aussichten.

— Ich verlange, daß Sie mir geben . . . . Frigga hielt inne.

— Mein Leben!

— Ach nein, — Ihre Gesellschaft an den Winterabenden.

Zu gleicher Zeit blickte Frigga immer in die Höhe. Auf Valentins Stirne brannte eine hochrothe Flamme; doch war seine Stimme so ruhig, daß sie kalt klang, als er antwortete.

— Eine Wette ist eine Ehrenschuld, der Bezahlung einer solchen entziehe ich mich nie.

— Ich wußte es, und darum konnte es mir nie einfallen, das zu verlangen, was ich ein Recht hatte zu fordern.

Die Frühstücksglocke läutete. Zehn Minuten darauf frühstückte man.

Am Abend, als Alle in dem vortrefflichen und glänzend erleuchteten Gesellschaftszimmer versammelt waren, trat auch Valentin ein, zu nicht geringer Verwunderung Aller, ausgenommen Frigga.

Er wurde vom Grafen und von der Gräfin mit vieler Herzlichkeit begrüßt, und als sie ihre Verwun-

derung darüber aussprachen, daß er endlich wieder seine alten trefflichen Gewohnheiten angenommen, antwortete Valentin lachend:

— Die Arbeiten, welche am meisten beschleunigt werden mußten, sind besorgt, und ich kann, ohne meinem Vorsatz untreu zu werden, die Abende hier oben genießen, Etwas, was ich mir bisher habe versagen müssen.

Valentin und Frigga sangen einige von ihm componirte Duette. Die Zeit eilte dahin und die kleine Gesellschaft war ungewöhnlich lebendig.

Selbst Melcer's düsteres Gesicht hatte sich aufgeklärt.

Valentin's Gegenwart hatte bei Allen eine fröhliche Stimmung hervorgerufen.

Frigga, welche vorher allein es über sich genommen, die Ihrigen zu zerstreuen, fühlte sich wirklich erleichtert, als sie von Valentin unterstützt wurde, denn es war ihr bisweilen schwer gefallen, sie bei guter Laune zu erhalten.

Das schwermüthige und veränderte Wesen Melcers hatte auch auf die Eltern Einfluß geübt. Die letzteren sahen mit Unruhe, wie der einzige männliche Erbe des Harthon'schen Namens von irgend einem inneren Leiden verzehrt zu werden schien.

Sollte dieser Name, welcher durch Jahrhunderte von so vielen ausgezeichneten Männern getragen worden war, jetzt verlöschen?

Das war die Unruhe, welche den Grafen plagte, daß er mit väterlicher Bekümmerung den Sohn betrachtete.

Frigga, welche fühlte, daß sie in die Länge nicht

im Stande sein würde, ihre Umgebung zu zerstreuen, hatte deßhalb Valentin um seine Hülfe angegangen.

Als man nach dem Souper sich trennte, reichte sie ihm die Hand und sagte in einem herzlicheren Ton, als sie sonst zu thun pflegte:

— Dank für heute Abend!

— Danken Sie mir nicht, Fräulein Frigga, — antwortete Valentin. — Es ist ein hohes Spiel, das wir spielen, — fügte er mit tiefem Ernste hinzu.

— Mag sein; aber gerade weil es höher ist, als andere Spiele, kann es nicht verloren gehen, wenn es auch nicht gewonnen wird.

Frigga's Haltung war edel, ihr Blick offen, und ihr Lächeln so voll Vertrauen, daß man darin die tiefen und heiligen Gefühle dieses starken und mächtigen Herzens lesen konnte.

Einige Tage vergingen.

Abends fand sich Valentin fortwährend ein. Man vergaß Regen und Stürme da draußen über das Gefühl des Wohlbehagens, welches Jeder empfand.

Eine Geschäftsreise, welche Valentin nach S— unternehmen mußte, brachte wieder eine Unterbrechung und machte, daß man ihn ein paar Abende missen mußte.

Während seiner Abwesenheit kamen einige Verwandte des Grafen nach Liungbro, um dort die Weihnachten zuzubringen.

Es war der Baron-Major X— mit einer Tochter und der Hofmarschall *** mit Gemahlin.

Am Abend desselben Tages, an welchem sie ankamen, war die ganze Gesellschaft im Salon ver-

sammelt. Baron X—, welcher in dem Regimente Major war, bei welchem Valentin gedient, äußerte sich sehr rühmend über „seinen Lieutenant,“ wie er Aurenius nannte.

Man sprach eine Weile von seiner Tüchtigkeit &c., als der Major plötzlich bemerkte:

— Man sagt, es sei nahe daran gewesen, daß mein Lieutenant während seines Aufenthalts in Frankreich die jetzige Gräfin Eldau weggekapert hätte.

— Mein Bruder, das ist sicherlich ein falsches Gerücht, — fiel Graf Harthon ein. — Aurenius gehört durchaus nicht zu denjenigen, welche sich dergestalt vom Gefühle beherrschen lassen, daß sie vergessen, *was sie sich selber schuldig sind.*

Frigga sah auf und betrachtete den Vater mit einem fast neugierigen Blick.

— Sich selbst schuldig, — brach Major X — ein heiterer und jovialer Militär — aus. Eine Verbindung mit Marquis de Maillé's Tochter konnte doch wohl nie als ein Vergehen seiner Würde angesehen werden. — Mir scheint es, hol' mich der T—l, — um Verzeihung, meine Damen, aber es ist mir unmöglich, nicht zu fluchen, — daß die Partie eine sehr passende und sicher derjenigen vorzuziehen sei, welche das Fräulein später machte.

— Möglich — antwortete der Graf; aber nicht aus dem Grunde würde er sich vergessen haben, wenn er die Tochter des Marquis de Maillé gefreit hätte.

— Hol' mich der T—l, ob ich Dich begreife, lieber Harthon, — meinte Major X—, welcher immer im Streit mit dem Grafen lag, wenn es sich um aristokratische Begriffe handelte.

— Dann bin ich wohl gezwungen, mich zu erklären, — sagte der Graf lächelnd, und sich vollkommen bewußt, daß sein Cousin ihm jetzt den Handschuh zu einem Streit hinwarf. —

Marquis de Maillé gehört zu einer der ältesten adeligen Familien Frankreichs. Sein Vater und seine Mutter kamen um in den Septembertagen 1793. Das de Maillé'sche Geschlecht ist zu allen Zeiten stolz auf seine Ahnen gewesen, und das mit Recht, denn dessen Stammbaum ist reich an ausgezeichneten Männern, welche es nie durch eine unwürdige Verbindung befleckt haben. — Der gegenwärtige Marquis hat auch seinen Familienstolz und die Pflicht geerbt, seinen Stammbaum unbefleckt zu erhalten vor Einimpfungen mit fremden und bürgerlichen Zweigen. Nebenbei hat er viel zu hoch zur französischen Revolution beisteuern müssen, als daß er nicht von derselben gelernt haben sollte, den Adel und die Nothwendigkeit ihn heilig zu halten und hoch zu schätzen. — Die Bewegung des Jahres 1792 bewies auf eine entsetzliche Weise, wie unglücklich ein Land ist, wenn das Volk regiert, und nicht der König und der Adel. — Ich bin überzeugt, daß er lieber seine Tochter sterben sehen würde, als durch ihre Verbindung mit einem Bürgerlichen jenen Gleichheitsideen huldigen, welche Frankreich so viel Blut gekostet.

— Tra la la, — rief der Major ungeduldig, — wenn ich begreifen kann, wie ein Mann mit Deinem Kopf und Herz sich von so engherzigen Ideen beherrschen lassen kann! Mir scheint es, daß die Revolution von 1792 uns die Lehre gebracht hat, daß die Zeit der Edelleute vorbei ist, und das Klügste,

was sie thun können, sei, den alten Traditionen vom Stammbaum u. dgl. Abschied zu geben. Sie gelten ja doch nichts. Was nun Aurenius betrifft, so ist er ein so tüchtiger und prächtiger Bursche, daß er ohne Gefahr einer abschlägigen Antwort freien könnte jedes Mädchen, das ihm gefällt. Auch genirte er sich nicht mit dieser Marquisin, deren Vater und Mutter das französische Volk denselben Weg geschickt, wie die übrige Gesellschaft.

— Onkel, Aurenius freite nie um Fräulein de Maillé — sagte Melcer.

— Nicht! — Aber ich weiß bestimmt, daß er es that, — behauptete der Major hitzig.

— In diesem Fall mußte man voraussetzen, daß er vom Vater eine abschlägige Antwort erhalten, — meinte Melcer. — Ich weiß indessen vom Marquis selbst, daß, wenn Aurenius um die Hand der Tochter angehalten hätte, er auch dieselbe erhalten haben würde.

— Wie? — rief die Gräfin. — War der Marquis nicht gegen seiner Tochter Neigung zu Aurenius?

— Nein, im Gegentheil, dem Marquis war sie erwünscht, — erklärte Melcer. Dies war die Ursache, warum er Aurenius in sein Schloß einlud. — Aurenii plötzliche Abreise und der Gräfin kleine Intriguen machten, daß Eldau die hübsche kleine Lilie zu Frau bekam.

— Ich habe also Aurenius richtig beurtheilt, als ich sagte, daß er sich nicht vergessen konnte.

— Papa setzt mit diesen Worten voraus, daß er Marquis de Maillé's Tochter nicht für würdig halten würde, seine Gattin zu werden, — fiel Frigga ein.

— Meine Tochter, ich setze bei einem klugen Menschen nie etwas Wahnsinniges voraus, — antwortete der Graf.

— Aber, erkläre mir doch, was Du da mit Deinem sich selbst vergessen meinst, — schrie der Major fast.

— Aurenius ist, wie Sie alle anerkennen werden, ein ungewöhnlich gebildeter und aufgeklärter junger Mann. Er ist das so gründlich, daß er keine exaltirte republikanische Ideen hegt, sondern betrachtet das Leben mit gesundem Blick und klarem Verstand; er faßt es auf, wie es ist und nicht wie Schwärmer haben wollen, daß es sein soll. Er sieht ein, was jeder denkende Mensch einsehen sollte, nämlich, daß man in einem Lande, wo der Adel existirt, seinen Principien Achtung schenken muß. — Die Grundidee des Adelstandes ist ja, eine veredelte Klasse in der Gesellschaft zu erhalten. — In dieser Idee, lieber X— liegt ein so schöner Gedanke, daß ich nicht begreife, wie Jemand denselben zu verkennen vermag, darüber lachen kann. Diesem Zwecke gemäß werden die Erziehung, die Gewohnheiten und die Begriffe von der Kindheit an geleitet, und darum wird die Heirath mit Bürgerlichen als eine Mesalliance betrachtet, weil diese nicht zu derselben Bestimmung wie der Edelmann geboren sind.

— Aber zum T—l, wohin geräthst Du jetzt, Du begannst ja damit von Aurenii größerer Bildung zu sprechen. Nun, mein Bruder, ich durfte doch wohl vermuthen, daß es die ist, welche adelt und den einen Menschen über den andern erhebt, und nicht ein ererbter Adel.

— Zugegeben; aber der gebildete Mensch beurtheilt jedes Ding nach dessen wahrem Werth und weist ihm seinen rechten Platz an. — Die Bildung gibt uns einen klaren Blick und ist der Hebel, durch welchen die Menschheit vorwärts gebracht wird, aber nicht die Kraft, womit man die bestehende Ordnung zerreißt. Ist nun diese Ansicht richtig, so folgt daraus, daß der gebildete Mensch einsieht, daß das, was ist, sein muß, und nicht glaubt, daß die Aufklärung darin besteht, daß wir das, was wir haben, tadeln, bevor wir etwas Besseres an seine Stelle zu setzen haben. — Der gebildete bürgerliche Mann beleidigt nie die Ideen Anderer darum, weil sie im Widerspruch mit den seinigen stehen, und ist zu eifersüchtig auf seine selbstgeschaffene Würde, daß er suchen sollte in eine adelige Familie hineinzukommen, um sich dadurch etwas zu erwerben, was nicht sein ist. Glaube mir, ein solcher Mann setzt sich nicht dem aus, daß Graf K—stjerna ihm antworten würde, falls er des Grafen Tochter zur Gattin begehrte:

„Bester Herr Bergquist, so sehr ich Ihren Charakter, Ihre Kenntnisse und Ihre Stellung im Leben achte, so kann ich doch nicht erlauben, daß meine Tochter einen in der Geschichte berühmten Namen gegen den Ihrigen vertausche.“

— Er, der Bürgerliche, fuhr der Graf fort, — hält eine Heirath mit einem h o c h g e b o r e n e n Mädchen für eben so unmöglich, wie eine zwischen ihm und einer ungebildeten Frau. Er kann sich nicht zu der letzteren herablassen und will nicht zur ersteren emporgehoben sein. — Die B i l d u n g ist etwas Selbsterworbenes, etwas, was ich vor mir selber verant-

worten muß. — Hohe Geburt wiederum ist ein heiliges Erbe, für welches ich der ganzen Nation verantwortlich bin.

Deßhalb, weil ich Bergquist heiße, kann ich gewiß ebenso edel sein, ja ein weit edlerer Mensch, als derjenige, der K—stjerna heißt; aber der letztere Name ist historisch, der erstere nicht.

— Dies enthält die Idee des Adels und dessen Ansprüche auf ein höheres Streben. Ich bin nicht allein mir selbst gegenüber verpflichtet, seine Ehre zu wahren, aber ich bin auch verpflichtet, mich würdig zu machen, ihn zu tragen.

— Das da klingt außerordentlich hübsch, aber es kann als lauter leere Worte betrachtet werden, und meine Tochter wird nicht dadurch, daß sie sich mit einem Bürgerlichen verheirathet, ihrer Väter unwürdig.

— Nicht unwürdig, aber sie vergißt die Achtung vor den Ideen, welche die Benennung Fräulein in sich schließt, und welche ihr die Pflicht auferlegen, durch Heirath mit einem in denselben Principien erzogenen Mann, zur Erhaltung derselben mitzuwirken.

— Du willst doch nicht behaupten, daß unser schwedischer Adel die höhere geistige Entwickelung der Nation repräsentire.

— Beklagenswertherweise nicht, wenn man es ganz genau nimmt; aber es gibt unter demselben Familien, die es thun. Das wage ich in der That zu behaupten, und schlimm, wenn es anders wäre.

— Ich fürchte, daß dieser Familien sehr wenige sind — meinte der Major, — und daß derjenigen, welche ihren Stammbaum vor einer bürgerlichen Ein-

impfung bewahren, noch weniger sind. Wir sehen täglich, daß verarmte Grafen sich mit reichen Bürgerstöchtern verbinden.

— Das ist leider allzu wahr, daß arme Edelleute mit ihrem Adel wuchern, so daß sie sich durch solche Verbindungen Reichthum verschaffen; aber gerade diese Erniedrigung einer schönen Idee hat auf den Adel einen demoralisirenden Einfluß gehabt und Uebermuth statt Stolz, Muthwillen statt Achtung und Ehrfurcht vor dem Namen hervorgerufen und beweist am besten die Verderblichkeit der Mesalliancen. Wir werden es gleich sehen, wenn wir den Grafen U—, der ruinirt ist, als Beispiel nehmen, und der, statt in fremde Kriegsdienste zu gehen und sich eine Existenz zu verschaffen, sich mit der Tochter des reichen Großhändlers Pehrson verheirathet hat.

— Mamsell Pehrson — fuhr der Graf fort, welche wie ein reiches, aber nicht wie ein adeliges Mädchen erzogen ist, hat von Papa gehört, daß Geld der Talisman ist, welcher zu Allem hier im Leben den Weg bahnt. Sie versteht also nichts anders, als danach Alles zu würdigen. Jetzt wird sie Gräfin. Sie ist nicht geboren für diesen feinen Titel und faßt nicht die Bedeutung desselben. Sie glaubt, daß dazu nothwendig ein unverschämter Hochmuth gehört. Daß sie eine hohe Verantwortung übernommen, wäre zu viel verlangt, daß sie es verstehen sollte. Sie hat den Titel mit ihrem Gelde gekauft und braucht und mißbraucht ihn nach Laune. Ihr Reichthum hat sie zu der Gattin eines Grafen gemacht. Sie kann sich überheben, so viel ihr beliebt, und begreift nicht, daß uns, je höher wir in der Ge-

sellschaft stehen, um so weniger der Hochmuth ansteht. Nach ihrer eigenen Auffassungsweise erzieht sie eben ihre Kinder. Hochmuth wird an der Stelle des Stolzes adoptirt, und so sind diese adeligen Söhne entstanden, welche ein Schandfleck für den Adel sind.

— Und so wird diese ganze veraltete Institution aussterben, versicherte Baron X—; aber Du darfst nicht glauben, daß die Fehler und die Laster des Adels allein von Geschäftsheirathen herrühren, sondern wir müssen Alle zugeben, daß die Privilegien des Adels einen großen Theil derselben erzeugt haben. Wenn eine Handvoll Menschen in den Besitz der meisten Landgüter im Lande sind, so wird die Folge davon Mißbrauch, Unterdrückung, Laster und Verbrechen. — Adelig oder bürgerlich, so sind wir doch Menschen, und lassen uns leicht von unseren bösen Begierden beherrschen. Macht und Glück hat die ganze Gesellschaft demoralisirt und ruinirt, so daß man sagen kann, daß die Aristokratie im Begriff ist, ihren letzten Athemzug zu thun.

— Wenn dem so wäre, — sagte der Graf mit traurigem Ernst, — was glaubst Du wird der Gewinn werden? — Ja, daß die Gewalt des Adels abgelöst wird von der jetzt überall überhand nehmenden Geldaristokratie. — Hältst Du irgend eine Veredlung für möglich unter den verzehrenden Leiden der Gewinnsucht? — Ist es glaublich, daß das Verdienst mehr anerkannt, daß das Volk glücklicher gemacht wird unter der Gewalt des Geldes, als unter der Vormundschaft des Adels? — Ich fürchte, daß man etwas Besseres gegen etwas Schlimmeres vertauscht. Die Revolu-

tionen, welche einst ausbrechen werden gegen die Mächte des Geldes, werden eben so blutig, wenn nicht blutiger, als die, welche gegen die Geburt rasten. — Das Losen des Edelmanns war — die Ehre. Alles, was diese befördern konnte, unterstützte er. Unter der Obhut des Adels blühten Künste und Wissenschaften. Das Losen des Kaufmanns ist: Gewinn; sein Museum ist die Börse, seine Wissenschaft das Hauptbuch und seine Literatur die Wechsel.

— Aber die Ehre des Edelmanns ist ohne Geld ein Nichts. Ach, lieber Harthon, wir sind in unsern blühenden Zeiten ebenso sehr Geldmenschen gewesen, wie der Kaufmann jetzt ist. Der Edelmann preßte den Bauer, um den größtmöglichen Gewinn aus dem Boden zu ziehen, den er bebaute, und dessen Ertrag der Gutsherr nachher auf Ausschweifungen, Spiel und übermüthigen Luxus verschwendete.

— Du willst doch nicht den Kaufsmannshochmuth vertheidigen! — rief der Graf aus.

— Ich vertheidige keinerlei Hochmuth; aber mir scheint, daß der Kaufmann ebenso viel Recht hat auf das Gold stolz zu sein, welches er durch Arbeit verdient, wie der Edelmann auf eine Ehre, an welcher er keinen Antheil hat. Aber jetzt thun wir am klügsten, wenn wir Frigga bitten, zu singen, sonst vertiefen wir uns gar zu sehr in eine Discussion, welche die Damen nicht interessiren kann.

Man hatte soupirt, die Gäste waren auf ihre Zimmer gegangen und Frigga stand eben im Begriff

ihren Eltern gute Nacht zu sagen, als Melcer bemerkte:

— Papa war ja in Paris während der ersten französischen Revolution.

— Ja, ich war dort 1793 und 94 für's erste und letzte Mal. Seit der Zeit habe ich es nicht über mich bringen können, den französischen Boden zu betreten, — antwortete der Graf, strich mit der Hand über die Stirne und fuhr fort, als wenn er mit sich selber redete:

— Ich kam dahin, den Kopf voll von den modernen Gleichheits- und Freiheitsideen. In einem Alter von achtzehn Jahren läßt man so leicht die Exaltation für das Neue den Verstand beherrschen; das Gefühl legt dann Beschlag auf unser Urtheil und leitet es irre. — Ich war Zeuge der Schrecken der Pöbelherrschaft und ich verließ Paris als ein größerer Aristokrat, als ich es unter einer absoluten Regierung hätte werden können. — Die französische Regierung hat mich gelehrt, wie roh und wild das Volk ist, wenn es frei handeln kann. Die Wahrheit der Worte meines Vaters: daß man für die Freiheit geboren und erzogen sein muß und auf der Höhe der Gesellschaft stehen, um dieselbe benützen zu können, wurde bekräftigt durch das Blutbad, welches der Convent anrichtete.

— Die Auffassungsweise ist gar verschieden, — hob Melcer an. — Ich habe einen Mann gekannt, welcher, obgleich ein geborener Franzose, deßhalb nicht dahin zu bringen war, sein Vaterland wieder zu besuchen, weil seine Landsleute nicht verstanden

hatten, die republikanische Regierungsform aufrecht zu erhalten.

— Er war wahrscheinlich nicht Zeuge der Gräßlichkeiten der Schreckensherrschaft gewesen, — sagte der Graf und stand vom Sopha auf.

— Ich glaubte im Gegentheil, daß er eine sehr active Rolle während derselben gespielt. Vielleicht hat Papa seinen Namen nennen gehört, er hieß Jules Moulins.

— Der Name ist mir gänzlich unbekannt, und wurde von keinem der damals namhaften Männer geführt.

— Auch nicht den Namen Jérôme Bassal?

Vater und Sohn standen einander gegenüber. Melcers Augen waren auf den Grafen gerichtet, welcher bei diesem Namen die Augenbrauen heftig zusammenzog.

— Ich habe in der That einen Jérôme Bassal gekannt, — sagte der Graf nach einem Augenblick. Was weißt Du von ihm!

— Nicht viel. — Melcer blickte düster vor sich hin — Ich habe nur einmal seinen Namen gehört, und wünschte etwas von dem Manne zu erfahren. Ist er älter oder jünger als Papa?

— Wenn er lebt, so wird er ungefähr zwei- oder dreiundsechzig Jahre alt sein. — Als ich ihn kannte, war er sechsundzwanzig

— Gute Nacht, Vater!

Melcers Aussehen war mehr als traurig und er verließ hastig das Zimmer.

Mit gedankenvollen Blicken begab sich der Graf in seine Gemächer.

Die Gräfin sagte zu Frigga:

— Bemerktest Du, wie sonderbar Melcer aussah, als er Papa gute Nacht sagte?

— Nicht sonderbar, aber freilich tief niedergeschlagen. Wahrscheinlich knüpft sich an den Namen irgend eine schmerzliche Erinnerung.

Die Gräfin lehnte ihren Kopf in die Sophaecke zurück, wo sie saß.

— Mama, Du weinst, — brach Frigga aus und warf sich auf die Kniee vor der Mutter. — Sage mir, was Dich beunruhigt?

— Fragst Du darnach? — Die Mutter sah die Tochter an, — oder hat Frigga nicht begriffen, daß Melcers verändertes Aeußere, sein verschlossenes und verändertes Wesen, Unruhe einflößen mußte. Oft, wenn ich ihn betrachte, kommt es mir vor, als wenn sich etwas während seiner Krankheit zugetragen hat, was von Aurenius verschwiegen worden ist. Melcer hat nicht allein von dem Schaden gelitten, welchen er durch den Fall in die Ruine genommen, sondern es muß etwas Ernsthafteres gewesen sein, das sein Inneres angegriffen hat. —

Die Gräfin legte die Hand auf ihr Herz und fügte hinzu:

— Bisweilen, wenn mein Auge auf meinem armen Sohne ruht, wird mein Herz von einer entsetzlichen Angst ergriffen; dann werden mir Ahnungen zugeflüstert von irgend einer sehr harten Prüfung, und ich kann meine Gedanken nicht losreißen von der unglücklichen Vorbedeutung, welche der Tod Cäsars in sich trug. Ach, Frigga, ein Unglück droht uns!

Wieder weinte die Gräfin.

Frigga, deren Befürchtungen wegen des Bruders noch größer und noch mehr begründet waren, als die der Gräfin, ließ indessen keinen Schatten davon durchblicken. Mit Ruhe und Zärtlichkeit suchte sie der Mutter zu beweisen, daß sie sich nur von ihrer eigenen Einbildung schrecken lasse.

Die frische und klangvolle Stimme der Tochter besaß eine eigene Kraft, denjenigen Frieden zu bringen, welche sie trösten wollte, und darum gelang es ihr auch jetzt, die Angst der Mutter zu besänftigen.

Als die Gräfin schließlich Frigga gute Nacht sagte, sah man ihr am Gesicht, daß sie ihre Ruhe wieder gewonnen hatte.

Als sie allein im Salon war, stand Frigga lange unbeweglich. Dann schüttelte sie ihren hochgeborenen Kopf, als wenn sie aller Schwäche den Befehl gegeben hätte, von dannen zu ziehen.

— Steht uns eine harte Heimsuchung bevor, so schickt es sich nicht zu klagen, sondern erst den Muth zu prüfen. Sorgen wir dafür, daß er nicht verschwinde vor der Züchtigung des Herrn!

Sie ging mit raschen Schritten in ihre Zimmer hinauf.

Als sie in ihre Zimmer eingetreten war, verabschiedete sie ihre Kammerjungfer und als diese sich entfernt hatte, schlich Frigga sich hinaus in den langen Corridor und blieb lauschend vor Melcers Thüre stehen.

Alles war still. Sie öffnete die Thüre. Im Sopha saß Melcer mit übergeschlagenen Armen und blickte vor sich hin.

Frigga näherte sich dem Bruder, legte ihre Hand auf seinen gesenkten Kopf und sagte ganz freundlich:

— So gedankenvoll; ich glaube der Herr Graf ist eingeschlummert, ohne es selber zu wissen.

— Ah! bist Du es, Frigga!

Melcer richtete seinen Blick auf sie mit einem Ausdruck der Gedankenlosigkeit.

— Ja, ich bin es selbst, um Dich daran zu erinnern, daß wir nur drei Wochen bis Weihnachten und — Mutters Geburtstag haben.

— Nun, was folgt daraus?

— Natürlich, daß wir an irgend eine Ueberraschung für unsere Mutter denken müssen. Ob wir ein geselliges Schauspiel veranstalten sollen, gerade so wie damals, als Du das letztemal zu Hause warst und zugleich mit Arthur spieltest?

— Das heißt, als Magda den Pfarrhof besuchte.

Er war jetzt aus seinem Nachdenken herausgekommen und das Thema wurde discutirt. Melcer erklärte indessen bestimmt, daß er zu keiner theatralischen Vorstellung geneigt sei.

Da sein Entschluß in dieser Beziehung nicht zu ändern war, so fing Frigga an, ein wenig von Magda zu sprechen.

Melcer sprach von seiner früheren Neigung, wie von etwas, was jetzt nur in der Erinnerung existirte. — Es war ein ausgebranntes Feuer, welches weder Sehnsucht noch Schmerz hinterlassen hatte.

Als Frigga sich in ihre Zimmer begab, dachte sie:

— Was es auch sein mag, das Melcer plagt, eine unglückliche Liebe ist es nicht. Ich muß mit Aurenius sprechen. Melcer hat zu wenig Beschäfti-

gung und dies macht, daß er sich seinen Grübeleien überläßt. Jeder von uns könnte schwermüthig werden, wenn wir uns unausgesetzt mit unseren inneren Leiden beschäftigten.

Am nächsten Morgen war Frigga die Erste im Speisesaal.

Sie hoffte, daß Valentin, welcher spät den vorhergehenden Abend nach Liungbro zurückgekehrt war, sich vor den anderen einfinden würde und sie verrechnete sich nicht.

— Ich habe mit wirklichem Herzklopfen auf die Rückkehr des Herrn Lieutenant gewartet, — sagte Frigga.

— Und ich ahnte, daß Fräulein heute mir etwas zu sagen haben würden, — antwortete Valentin. — Was hat sich zugetragen, das Ihre Unruhe wegen Graf Melcer erregt hat, — fügte er hinzu.

— Wie wissen Sie, daß wir seinetwegen in Unruhe sind?

— Ich habe ja bereits erklärt, daß ich Ahnungen gehabt.

— In diesem Falle haben Sie richtig geahnt. Ich bin in der That wegen Melcers unruhig, und darum wünschte ich Ihnen mitzutheilen, was meine Unruhe hervorgerufen.

— Bestes Fräulein Frigga, ich glaube es zu wissen. Der alte Graf ist diesen Morgen unten bei mir gewesen, um möglicherweise einige Aufklärungen über die Person zu erhalten, von welcher Ihr Bruder gestern Abend gesprochen.

— Das Wenige, was ich weiß, theilte ich dem Grafen mit, und nun bitte ich: Lassen Sie sich nicht

durch jedes Wort, welches Graf Melcer spricht, in Furcht jagen. Die Zeit allein kann die Erinnerung verscheuchen, die ihn plagt.

— Die Zeit vermag nichts, wenn er fortfährt, dieses unthätige Leben zu führen, und nur zu brüten über das, was sich zugetragen hat, — fiel Frigga ein. — Es war nicht nur über meine Unruhe, über welche ich mit Ihnen sprechen wollte, sondern noch mehr hatte ich die Absicht, Sie zu bitten, auf irgend eine Beschäftigung für Melcer zu sinnen. — Wird er gezwungen, seine Gedanken auf die äußere Welt zu richten, so wird er auch genöthigt, sie von der Erinnerung loszureißen, welche ihn jetzt peinigt; aber wird er fortfahren, wie jetzt, dann kann es einen unglücklichen Einfluß auf seinen Gemüthszustand haben.

— Fräulein haben Recht; aber wie eine passende Beschäftigung für Graf Axel Harthons Sohn finden? — Valentin lächelte ironisch. — Sonst gäbe es gewiß nichts, was ihm besser anstehen würde, als meinen Platz einzunehmen.

— Ich bezweifle, daß er dazu paßt.

— Oder sagen Sie lieber: der Fideicommissär von Liungbro ist nicht so erzogen, daß er seine eigenen Güter verwalten kann Er ist reich genug, um sich sowohl Verwalter als Inspectoren zu halten.

— Jetzt sind Sie wieder ungerecht, Beweis dafür ist mein Vater. Er hat in seinen jüngern Tagen keinen Verwalter gehabt, sondern nur Inspectoren. — Es war erst, als er als Haupt der Familie die Reichstage besuchte und sich mit den allgemeinen In-

tereſſen zu beſchäftigen anfing, daß er die beſondere Aufſicht Anderen überließ.

— Wenn ich von einem Edelmann im Allgemeinen ſpreche, dürfen Fräulein meine Worte nicht auf Graf Axel Harthon anwenden. Wenn Alle ihm glichen, wäre es ein Glück für das Land.

— Aber Ihre Bemerkung über Melcer klingt wirklich wie eine Anklage gegen ſeinen Vater, — wandte Frigga ein.

— Möglich, daß ſie bis zu einem gewiſſen Grad ein ſolche enthielt, denn ich wollte damit ſagen, daß es viel beſſer geweſen wäre, wenn Graf Melcer zu einem tüchtigen Landmann als zum Offizier erzogen worden wäre. Er würde dann durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Einſicht in dieſe für unſer Land ſo wichtige Sache, nicht allein ſeine eigenen Güter verbeſſert, ſondern auch dazu beigetragen haben, den Bauern zu lehren, wie ſie auf eine kluge und zweckmäßige Weiſe den Ackerbau betreiben könnten.

— Wenn Melcer Neigung dafür hat, ſo kann er ſich ja noch dieſer Beſchäftigung widmen, da er die millitäriſche Carriere verlaſſen hat.

— Das iſt in der That wahr; aber man ſetzt ſich nicht ſo leicht hinein in einen völlig fremden Wirkungskreis. Jetzt hat er die Jünglingsjahre auf der Cadetten-Akademie zu Carlberg zugebracht und iſt nicht an Arbeit gewöhnt worden.

— Aber, Herr Lieutenant, es könnte ja ſein, daß Melcer eine ſolche Gemüthsart hätte, daß er fü... keinen andern Beruf paßte, als dafür, Offizi... ſie werden.

...s Mutter

— Ich will es glauben. ..., ſo bittet

— Aber Sie thun es nicht. — Gut, dann werde ich meinestheils beweisen, daß Sie ganz einseitig und ungerecht sind, wenn Sie Handlungen von Denen beurtheilen, welche dem Adel angehören.

— Sagen Sie mir, warum Propst Aurenius seinen Sohn hat Militär werden lassen? — Sie können nicht sagen, daß der Propst es deßhalb that, weil der Sohn keinen Kopf fürs Studiren hatte. Im Gegentheil, die Bildung und die Belesenheit, welche der Sohn des Propsten besitzt, beweisen am besten, daß er ungewöhnliche Geistesgaben hat. — Was konnte den Propst veranlassen, die Anlagen des Sohnes so sehr zu verkennen?

— Die Halsstarrigkeit des Sohnes, — antwortete Valentin lächelnd. — Alle Vorstellungen des Vaters scheiterten an des Knaben Eigensinn, Krieger werden zu wollen. — Der Jüngling hatte übersehen, daß man in Friedenszeiten keine Gelegenheit bekommt, sich zum Helden zu entwickeln, und zu spät bereute er seinen Ungehorsam gegen den Vater.

— Nun, ist es denn nicht möglich, daß Graf Harthons Sohn ebenso halsstarrig gewesen ist, wie der Sohn des Propsten?

— Fräulein Frigga, Sie haben mich mit meinen eigenen Waffen geschlagen; es bleibt mir nur übrig zu erklären, daß ich besiegt bin.

— Und jetzt laßt uns zu Melcer und einer Beschäftigung für ihn zurückkehren.

fu. Valentin schwieg und sann eine Weile nach. Dann keinener ganz heiter:

— Es Nun wohlan, es bleibt wohl kein anderer Reichstage R daß der halsstarrige Sohn des Propsten

den Versuch macht, dem des Grafen ebenso viel Interesse für Aecker und Wiesen beizubringen, wie er selbst hat. Das heißt: ich werde den jungen Grafen Harthon zu meinem Nachfolger erziehen müssen.

— So große Hoffnungen hege ich nicht von ihm, — versicherte Frigga. — Uebrigens würde mein Vater Niemanden zu Ihrem Nachfolger für gut genug halten.

— Das wäre schlimm; denn früher oder später muß ich doch meine Stelle verlassen.

— Und warum soll das nothwendig sein?

— Fräulein, die Frage kann nicht beantwortet werden, weil sie an die Zukunft gestellt ist. — Nur das, was i s t, gehört uns; über das, was wird, — können wir nicht entscheiden.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, und als das Frühstück vorbei war, gingen Melcer und Valentin zusammen aus.

Den ganzen Vormittag war Melcer bei dem Lieutenant und saß nicht, wie er pflegte, unbeschäftigt und in Grübeleien vertieft.

Beim Mittagstisch bemerkte Graf Harthon, indem er sich an Melcer wandte:

— Ich habe einen Brief von Ernfrid. Er wird sich als außerordentlicher Gesandter nach Z— begeben. Er läßt Dich grüßen.

— Geht seine junge Frau mit ihm? — fragte Melcer.

— Nein, sie gedenkt Weihnachten hier zuzubringen. Sie fühlt sich dort so vollkommen fremd, daß sie Heimweh bekommen hat. Da nun Ernfrids Mutter und Schwester nicht in Schweden sind, so bittet

— Aber Sie thun es nicht. — Gut, dann werde ich meinestheils beweisen, daß Sie ganz einseitig und ungerecht sind, wenn Sie Handlungen von Denen beurtheilen, welche dem Adel angehören.

— Sagen Sie mir, warum Propst Aurenius seinen Sohn hat Militär werden lassen? — Sie können nicht sagen, daß der Propst es deßhalb that, weil der Sohn keinen Kopf fürs Studiren hatte. Im Gegentheil, die Bildung und die Belesenheit, welche der Sohn des Propsten besitzt, beweisen am besten, daß er ungewöhnliche Geistesgaben hat. — Was konnte den Propst veranlassen, die Anlagen des Sohnes so sehr zu verkennen?

— Die Halsstarrigkeit des Sohnes, — antwortete Valentin lächelnd. — Alle Vorstellungen des Vaters scheiterten an des Knaben Eigensinn, Krieger werden zu wollen. — Der Jüngling hatte übersehen, daß man in Friedenszeiten keine Gelegenheit bekommt, sich zum Helden zu entwickeln, und zu spät bereute er seinen Ungehorsam gegen den Vater.

— Nun, ist es denn nicht möglich, daß Graf Harthons Sohn ebenso halsstarrig gewesen ist, wie der Sohn des Propsten?

— Fräulein Frigga, Sie haben mich mit meinen eigenen Waffen geschlagen; es bleibt mir nur übrig zu erklären, daß ich besiegt bin.

— Und jetzt laßt uns zu Melcer und einer Beschäftigung für ihn zurückkehren.

fu. Valentin schwieg und sann eine Weile nach. Dann keinen.er ganz heiter:

— Es Nun wohlan, es bleibt wohl kein anderer Reichstage bk daß der halsstarrige Sohn des Propsten

den Versuch macht, dem des Grafen ebenso viel Interesse für Aecker und Wiesen beizubringen, wie er selbst hat. Das heißt: ich werde den jungen Grafen Harthon zu meinem Nachfolger erziehen müssen.

— So große Hoffnungen hege ich nicht von ihm, — versicherte Frigga. — Uebrigens würde mein Vater Niemanden zu Ihrem Nachfolger für gut genug halten.

— Das wäre schlimm; denn früher oder später muß ich doch meine Stelle verlassen.

— Und warum soll das nothwendig sein?

— Fräulein, die Frage kann nicht beantwortet werden, weil sie an die Zukunft gestellt ist. — Nur das, was *ist*, gehört uns; über das, was wird, — können wir nicht entscheiden.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, und als das Frühstück vorbei war, gingen Melcer und Valentin zusammen aus.

Den ganzen Vormittag war Melcer bei dem Lieutenant und saß nicht, wie er pflegte, unbeschäftigt und in Grübeleien vertieft.

Beim Mittagstisch bemerkte Graf Harthon, indem er sich an Melcer wandte:

— Ich habe einen Brief von Ernfrid. Er wird sich als außerordentlicher Gesandter nach Z— begeben. Er läßt Dich grüßen.

— Geht seine junge Frau mit ihm? — fragte Melcer.

— Nein, sie gedenkt Weihnachten hier zuzubringen. Sie fühlt sich dort so vollkommen fremd, daß sie Heimweh bekommen hat. Da nun Ernfrids Mutter und Schwester nicht in Schweden sind, so bittet

Ernfrid, daß wir uns seiner an Heimweh leidenden Gattin mit Zärtlichkeit annehmen möchten, da sie es vorzieht, den Winter hier zuzubringen, statt in der Hauptstadt.

— Das heißt, daß die kleine Französin beabsichtigt, mitten in der Winterkälte hieher zu reisen. Fürchtet sie nicht, unterwegs vor Kälte zu sterben? — fiel Major X— ein.

— Eine Französin friert nie, — versicherte Aurora.

Man sprach eine Weile von Weihnachten, wie man die erwarteten Gäste zerstreuen sollte u. s. w.

Der Major scherzte und behauptete, daß es vielleicht am klügsten wäre, wenn er retirirte, und der Hofmarschall * * * meinte, daß er genöthigt werden würde, sich eine neue Uniform machen zu lassen.

Nach dem Mittagstisch versammelte man sich, wie gewöhnlich, im Salon und plauderte eine Weile, während man auf den Kaffee wartete.

Valentin hatte sich ganz gegen seine Gewohnheit an einem Fenster mit einer Zeitung niedergelassen, deren Inhalt er aufmerksam studirte.

Man brachte Licht, aber er blieb noch sitzen.

Frigga thronte in einem Sopha in einiger Entfernung von ihm.

Nach Verlauf einiger Zeit bemerkte sie:

— Mein Gott, Lieutenant Aurenius, ich glaube, Sie lesen im Finstern — Was kann das sein, was Sie so interessirt, daß Sie den Versuch machen, Ihre Augen zu tödten, und dabei Ihre bekannte Artigkeit vergessen, sich mit den Damen zu beschäftigen?

— Ich las von Graf Arthur Eldau's Rückkehr

ins Vaterland, — antwortete Valentin, legte die Zeitung weg und trat hin zu Frigga.

— Ist Arthur zurückgekehrt! — rief Frigga. — Daß Ernfrid nichts davon in seinem Briefe erwähnt.

Friggas Wangen nahmen bei Nennung von Arthurs Namen eine frische Farbe an.

— Wahrscheinlich steht Fräulein die Ueberraschung bevor, daß der Graf seine Schwägerin hieher begleitet. Die etwas geschwäzigen Zeitungen haben jetzt diese Ueberraschung zunichte gemacht, — fügte er hinzu.

— Wenn es eine Ueberraschung sein sollte, so war sie wohl nicht allein auf mich, sondern auf uns Alle berechnet.

— Gewiß.

Valentin sezte sich neben Frigga und erbot sich, den Strang Garn zu halten, den sie zu winden im Begriff war.

— Gewöhnlich, — hob er wieder an, — ist eine solche Ueberraschung auf eine Person berechnet, und die ist allemal diejenige, von der man glaubt, daß sie sich am meisten darüber freut.

— Es ist wirklich wahr, daß ich mich recht freuen würde, wenn ich Arthur wiedersähe, — sagte Frigga. — Er hinterließ ein zu angenehmes Andenken, als daß man ihn nicht gern wiedersehen sollte,

— Wenn der Graf kommt, wird es also fröhliche Weihnachten für Fräulein geben.

— Für mich, wie für Sie.

Valentin zuckte ein wenig mit den Achseln und sagte im gleichgültigen Tone:

— Die Freude ist eigentlich nur eine Chimäre, die ganz und gar auf der Einbildung beruht. Es

kommt deßhalb vor, daß das, von dem Sie glauben, daß es eine Freude in sich schließe, für mich in der Wirklichkeit das Gegentheil ist. Zwischen uns beiden ist der Unterschied, daß während Sie auf die Zukunft hoffen dürfen, ich nur die Erinnerung habe, woran ich mich freuen kann. Während Sie mit Vertrauen an das denken, was das Ihrige werden wird, muß ich mit dem Gefühl, Etwas vermissen zu müssen, an das denken, was das Meinige hätte sein können.

Als Valentin dies sagte, hatte Frigga viele Mühe, das Garn zu entwirren, welches sich in ihren Fingern verwickelt hatte. Ihre Stirne schien bleicher als gewöhnlich; aber vielleicht war es eine Folge vom Lichtschein, denn ihre Lippen hatten einen lächelnden Ausdruck, als sie sagte:

— Wer weiß, ob ich irgend welche goldene Hoffnungen besitze, mit denen ich die Zukunft schmücken könnte? Es geht vielleicht mir wie Ihnen, daß sie in der Erinnerung liegen.

— Dessen, was gewesen?

— Und ist.

— Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein Frigga, — sagte Valentin.

— Wovor?

Jetzt blickte sie auf vom Garn und sah ihn an.

— Sie verwickeln den Strang, — sagte er wehmüthig, — und ich werde nicht im Stande sein, ihn zu entwirren.

— Dann werde ich ihn selbst entwirren.

Frigga wand schnell das Garn auf und als sie den Knäuel in der Hand hielt, fügte sie lächelnd hinzu:

— Hier ist jetzt der vorworrene Strang, den Sie sich nicht für fähig hielten zu entwirren. Und warum? — Darum eben, weil Sie sich für gefangen in demselben hielten. — Ich that es, weil ich nie Bande anerkenne, wenn sie meiner Ueberzeugung widerstreiten.

Frigga wollte den Knäuel zu mehreren anderen in ihrem Arbeitskorb legen; aber Valentin ergriff ihre Hand und sagte:

— Diesen Knäuel müssen Sie mir geben, Fräulein.

— Muß ich wieder?

— Ja, — oder sind Sie der Meinung, daß er da unter den andern liegen darf.

— Um recht bald zu dem gerechnet zu werden, was gewesen ist; — fiel Frigga ein.

— Aber da er jetzt in Verbindung steht mit dem, was ist, so gehört er mir.

Frigga ließ den kleinen Knäuel los. Sie nahm einen anderen Garnstrang und reichte ihn Aurenius.

— Wollen Sie nicht noch eine Weile als Garnwinde dienen?

— Mademoiselle Dorbineau hatte einen Haspel, — antwortete Valentin lachend, — ich werde sie holen.

— Er ging hin zu Aurora und kam gleich mit dem Haspel zurück, die er an den Tisch festschraubte. Während er damit beschäftigt war, sagte Frigga:

— Werden Sie während Weihnachten nach Stenby reisen?

— Nein; ich beabsichtige hier zu bleiben, um

den Auftrag zu besorgen, welchen Fräulein mir diesen Morgen gaben.

— Ich glaubte sonst, daß Geschäfte von Wichtigkeit Sie zwängen, sowohl jene wie uns Alle hier auf Liungbro im Stich zu lassen.

— Wenn es so wäre, dann wäre ich auch abgereist; aber jetzt — bleibe ich hier.

— Haben Sie die Gefahren bedacht, welche Ihnen drohen werden?

— Gefahren und ich sind in den letzten Zeiten miteinander vertraut geworden; wir verkehren täglich miteinander.

Der Kaffee wurde servirt und gleich darauf verließen Melcer und Valentin den Salon.

— Es würde ein Glück sein, — bemerkte der Graf, — wenn Melcer durch das Vergnügen, das er an der Gesellschaft Aurenii zu haben scheint, Interesse für den Ackerbau gewänne. Er bekäme dann eine Beschäftigung, die seinen Schwermuth verscheuchte, und er würde daran gewöhnt werden, über die Verwaltung der Güter nachzudenken, die einst ihm gehören werden. — Ich habe sehr daran gedacht, daß Melcer jetzt, wo er gezwungen ist die militärische Laufbahn zu verlassen, ganz und gar Vaarnäs übernehmen und es für eigene Rechnung verwalten sollte. Aurenius hat meiner Treu vollauf mit der Verwaltung von Stenby und Liungbro zu thun.

Der Graf und Frigga sprachen lange darüber, während Major X— der Gräfin und den andern Damen Anekdoten erzählte.

Das Resultat der Berathschlagungen des Grafen mit der Tochter war, daß man Melcer den Vorschlag

auf eine solche Weise machen sollte, daß er sich nicht gut weigern konnte, darauf einzugehen.

Einige Zeit verstrich, während welcher die Schwermuth Melcer's sich bedeutend zu mindern schien.

Ganze Tage beschäftigte Valentin ihn, und wenn man sich Abends versammelte, kam es vor, daß Melcer mehr als sonst am Gespräche theilnahm. Ja es ereignete sich sogar, daß, wie in früheren Tagen, Frigga und er sich kleine Schlachten lieferten.

Genug, man fing an zu hoffen, daß der junge Erbe wieder sich selber gleich, und nicht mehr von dieser unerklärlichen Tiefsinnigkeit verzehrt werden würde.

In der Woche vor Weihnachten fuhren an einem schneeigen und stürmischen Nachmittag zwei bedeckte Schlitten hinein in den Hof von Liungbro.

Der erste war ungewöhnlich groß und bequem. Gerade als er vor der Treppe anhielt, öffnete sich die Thüre zum Entree und Valentin trat heraus, um der Gräfin Eldau beim Aussteigen zu helfen. Er begleitete sie die Treppe hinauf, auf deren oberster Stufe Aurora sie empfing.

Gräfin Harthon und Frigga erwarteten und bewillkommneten Lilia in den Zimmern, welche für sie bestimmt waren.

Valentin und die junge Gräfin hatten, während er sie begleitete, nur einige gewöhnliche höfliche Redensarten miteinander ausgetauscht, und nachdem er

sie Aurora übergeben, ging er direct hinunter in seine Wohnung.

Einige Augenblicke darauf kam Melcer hinunter zu ihm.

— Gräfin Eldau war ganz allein, glaube ich, — sagte der junge Graf und warf sich in ein Sopha.

— Sie wurde nur von ihrer Kammerfrau begleitet, — antwortete Valentin.

— Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß ich mich heimlich bei dem Gedanken geärgert, daß Arthur in ihrem Gefolge sein würde. Ich wäre bei meiner Ehre nicht auf Liungbro geblieben, wenn er hieher gekommen wäre.

— Sind die Herren nicht Freunde?

— Ja, Gott behüte; aber Arthur ist ein ächter Frauenzimmernarr, der nie mit einem Weibe zusammensein kann, ohne sich darein zu verlieben. Außerdem ist er ein Mensch, der überall, wo er hinkommt, immer Feste, Schauspiele, Bälle, Tableaus und eine Menge Kindereien anstellt, die mir eine Plage sind. — Es gab eine Zeit, wo ich ihn ganz vortrefflich fand; aber die ist längst vorüber, und jetzt scheint es mir, daß ein solcher Gesellschaftslöwe kein passender Mann für Frigga ist, am allerwenigsten, seit ich weiß, wie veränderlich er ist.

— Ist das nicht ein zu scharfes Urtheil? — fiel Valentin ein. Als ich in Frankreich die Bekanntschaft des Grafen Arthur Eldau machte, schien er mir sowohl äußerlich wie innerlich ein ungewöhnlich reich begabter Mann zu sein.

— Das will ich auch nicht bestreiten; aber das hält ihn nicht ab flüchtig und kindisch zu sein. Ich

denke, man bekommt vollständig genug zu thun, wenn man eine zwanzigjährige Französin amüsiren und zerstreuen soll. Meine Laune geräth ganz aus dem Gleichgewicht, wenn ich nur die französische Sprache sprechen höre, und trotzdem soll ich gezwungen sein, diese Tortur Wochen und Monate auszuhalten.

Melcer steckte die Finger in die Haare und sah ganz verdrießlich aus.

Valentin zog eine Zeichnung über die neuen Gebäude hervor, welche auf Vaarnäs aufgeführt werden sollten.

Bald war Lilie vergessen wegen der Berathungen betreffs des Platzes für die neue Dreschtenne und den projectirten Stall.

Schöne Lilie, kannst du diese Sünde vergeben!

Abends versammelte man sich nicht im Salon.

Die Gräfin und die übrigen Damen leisteten Lilie Gesellschaft in ihren Zimmern, da sie von der Reise etwas erschöpft war.

Der Graf, der Major, der Hofmarschall und der Doctor spielten Whist.

Valentin und Melcer hatten sich nach dem Pfarrhofe begeben, wo sie saßen und mit dem Probst plauderten, bis die Propstin kam und sie ersuchte, hinaufzukommen zum Souper.

Die Propstin hatte den Tisch auf's Beste hergerichtet. Es war das erstemal nach seiner Rückkehr, daß Melcer den Pfarrhof besuchte. Kein Wunder darum, daß die alte Frau auf eine würdige Weise die Ehre feiern wollte, welche ihrem Hause widerfuhr.

Auch am folgenden Tage blieb Lilie auf ihren

Zimmern. Trotzdem war man Nachmittags wie gewöhnlich im Salon versammelt. Valentin näherte sich Frigga und sagte:

— Wie Schade, daß Graf Arthur nicht kam!

— Ja, in der That; wir hätten ihn wahrhaftig nöthig, um Lilie zu erheitern.

— Ist die Gräfin traurig? — fragte Valentin mit Theilnahme.

— Ja sehr. Sie sehnt sich zurück nach Frankreich, zu ihrem Vater und zu Allem, was ihr lieb ist.

— Aber wie ist das möglich, da die Gräfin ja nur einige Monate verheirathet gewesen ist?

— Halten Sie wirklich Ernfrid Eldau für den Mann, an dessen Seite eine Frau Alles vergißt, was ihr seit ihrer Kindheit theuer gewesen?

— Ich halte ihn für den Mann, welchen Fräulein de Maillé vor Gott gelobt hat zu lieben, und mit ihm Böses und Gutes zu theilen. — Das Ziel, welches sie ihrem Leben gesteckt, ist ja sein Glück, — und wann, Fräulein Frigga, ist der Mensch wohl glücklicher, als wenn er sich bewußt ist, seine Pflicht erfüllt zu haben?

— Ich fürchte, Sie verlangen etwas zu viel; denn wie gewissenhaft wir auch sind, so giebt es doch Stunden, wo das Herz seine Stimme erhebt, und auf eine größere Freude Anspruch macht, als diejenige ist, welche eine kalte Pflicht uns schenken kann.

— Das kommt darauf an, worin wir unser Glück suchen. Ist es der Gewinn des Augenblicks, dem wir nachstreben, dann haben Sie Recht. Aber dehnen wir unsere Ansprüche weiter aus und wollen eine

bessere Ernte einheimsen, dann stellen wir auch unsere Wünsche höher.

— Ich gebe das zu.

— Welches stolze Bewußtsein liegt nicht darin, zu wissen, daß man das größte Glück erreichen kann, aber doch freiwillig darauf verzichtet, um .....

— Um stolz sein zu können wegen meiner Entsagung; dann handle ich egoistisch, — fiel Frigga ein. — Wenn ich aber dem Glück deßhalb entsage, damit es denjenigen, welche mir lieb sind, Leiden schaffe, dann habe ich mich selber vergessen. — Ich habe mich für Diejenigen aufgeopfert, welche ich höher stellte, als mein eigenes Ich.

— Wenn Fräulein erlauben, daß ich meinen Satz schließe, so hätte ich gesagt: — um den Forderungen der Ehre und der Pflicht zu entsprechen. — Ich glaube in der That, daß Sie und ich denselben Göttern opfern.

— Aber mein Gott, — unterbrach ihn Frigga scherzend, — wie kommen Sie zu diesem ernsthaften Raisonnement?

— Ja, ich weiß nicht; wenn nicht das Heimweh der Gräfin Eldau dazu Veranlassung gab.

— Gewiß. — Nun wohl, Sie behaupten, daß das sich auch befehlen läßt.

— Nein; — aber wohl, daß es beherrscht werden kann. — Doch ich bin zu parteiisch, um mich darüber auszusprechen. Ich bin selbst von demselben Uebel heimgesucht worden, welches jetzt die Gräfin plagt.

— Und Sie konnten es nicht bekämpfen?

— Ich hatte damals noch nicht die Kunst gelernt, mein Inneres in Zucht zu halten, — ant-

Zimmern. Trotzdem war man Nachmittags wie gewöhnlich im Salon versammelt. Valentin näherte sich Frigga und sagte:

— Wie Schade, daß Graf Arthur nicht kam!

— Ja, in der That; wir hätten ihn wahrhaftig nöthig, um Lilie zu erheitern.

— Ist die Gräfin traurig? — fragte Valentin mit Theilnahme.

— Ja sehr. Sie sehnt sich zurück nach Frankreich, zu ihrem Vater und zu Allem, was ihr lieb ist.

— Aber wie ist das möglich, da die Gräfin ja nur einige Monate verheirathet gewesen ist?

— Halten Sie wirklich Ernfrid Eldau für den Mann, an dessen Seite eine Frau Alles vergißt, was ihr seit ihrer Kindheit theuer gewesen?

— Ich halte ihn für den Mann, welchen Fräulein de Maillé vor Gott gelobt hat zu lieben, und mit ihm Böses und Gutes zu theilen. — Das Ziel, welches sie ihrem Leben gesteckt, ist ja sein Glück, — und wann, Fräulein Frigga, ist der Mensch wohl glücklicher, als wenn er sich bewußt ist, seine Pflicht erfüllt zu haben?

— Ich fürchte, Sie verlangen etwas zu viel; denn wie gewissenhaft wir auch sind, so giebt es doch Stunden, wo das Herz seine Stimme erhebt, und auf eine größere Freude Anspruch macht, als diejenige ist, welche eine kalte Pflicht uns schenken kann.

— Das kommt darauf an, worin wir unser Glück suchen. Ist es der Gewinn des Augenblicks, dem wir nachstreben, dann haben Sie Recht. Aber dehnen wir unsere Ansprüche weiter aus und wollen eine

bessere Ernte einheimsen, dann stellen wir auch unsere Wünsche höher.

— Ich gebe das zu.

— Welches stolze Bewußtsein liegt nicht darin, zu wissen, daß man das größte Glück erreichen kann, aber doch freiwillig darauf verzichtet, um . . . . .

— Um stolz sein zu können wegen meiner Entsagung; dann handle ich egoistisch, — fiel Frigga ein. — Wenn ich aber dem Glück deßhalb entsage, damit es denjenigen, welche mir lieb sind, Leiden schaffe, dann habe ich mich selber vergessen. — Ich habe mich für Diejenigen aufgeopfert, welche ich höher stellte, als mein eigenes Ich.

— Wenn Fräulein erlauben, daß ich meinen Satz schließe, so hätte ich gesagt: — um den Forderungen der Ehre und der Pflicht zu entsprechen. — Ich glaube in der That, daß Sie und ich denselben Göttern opfern.

— Aber mein Gott, — unterbrach ihn Frigga scherzend, — wie kommen Sie zu diesem ernsthaften Raisonnement?

— Ja, ich weiß nicht; wenn nicht das Heimweh der Gräfin Eldau dazu Veranlassung gab.

— Gewiß. — Nun wohl, Sie behaupten, daß das sich auch befehlen läßt.

— Nein; — aber wohl, daß es beherrscht werden kann. — Doch ich bin zu parteiisch, um mich darüber auszusprechen. Ich bin selbst von demselben Uebel heimgesucht worden, welches jetzt die Gräfin plagt.

— Und Sie konnten es nicht bekämpfen?

— Ich hatte damals noch nicht die Kunst gelernt, mein Inneres in Zucht zu halten, — ant-

wortete Valentin lachend, — und, — fügte er hinzu, — ich habe mich aber auf den Ackerbau geworfen, um zu lernen, wie man aus unbebautem Felde fruchtbaren Boden macht.

Den Tag darauf kam Lilie zum erstenmal zum Vorschein beim Mittagessen. Sie sah bleich und leidend aus; aber während der Mahlzeit wurde ihr Aussehen lebhafter.

Die Unterhaltung war sehr heiter gewesen. Ausgenommen Melcer, boten Alle, Valentin mitgerechnet, ihre Kräfte auf, um sie zu zerstreuen.

Nach diesem Tage war sie mit den Andern zusammen im Salon, bei den Mahlzeiten und Abends.

Lilie sang Duette mit Frigga, und das Traurige in ihrer Miene ließ noch Raum übrig für ein Lächeln und einen heiteren Scherz; bisweilen hörte man sie sogar ganz herzlich lachen.

Sie war ein reizendes Kind, welches Zärtlichkeit und Freundlichkeit bedurfte, um zu leben. Lilie hatte das Bedürfniß, daß ihre Umgebung ihr Huldigungen darbrachte, sonst floh die Freude aus ihrer Seele und das Lachen von ihren Lippen. Sie war von Kindheit an gewöhnt, daß man Rücksicht auf ihre Launen und Wünsche nehme, und darum befand sie sich wohl auf Liungbro, wo Jeder zu ihrem Wohlbefinden beizutragen suchte.

Lilie war bis in die Seele hinein das schwachste Wesen, das man sich denken konnte. Es gab in ihrem Inneren kein Element, aus welchem auch nur

ein Schatten von Selbstständigkeit sich hätte entwickeln lassen.

Obgleich sie sich darüber freute, wegen ihrer Schönheit bewundert zu werden, so konnte sie doch nie ein leuchtender Stern am gesellschaftlichen Himmel oder Schöpferin des heimathlichen oder häuslichen Wohlseins werden.

Mit wenigen Worten: sie hatte ein Herz, aber dies Herz war von Wachs; — sie hatte Gefühl, aber dieses Gefühl war unmündig und konnte nie weder zu großen Tugenden, noch zu großen Fehlern führen.

Reizend und angenehm, war sie für die erste Liebe eines Jünglings geschaffen, aber unfähig die eines Mannes zu fesseln, und noch weniger dazu angethan, sie bei einem Gatten mit einem solchen Charakter, wie ihn Ernfrid Eldau besaß, zu erwecken.

Eines Abends, ein paar Tage vor Weihnachten, als man so recht mit den Weihnachtsgeschenken beschäftigt war und die älteren Herren, darunter der Propst, Whist spielten, sprachen Valentin und Lilie von Frankreich.

Die Gräfin Harthon und die Freiherrin * * * saßen im Cabinet, die erste damit beschäftigt, mit Aurora's Beihülfe Quasten zu einer Schärpe zu machen, welche für den Grafen bestimmt war.

Frigga und Fräulein X— saßen an einem Tisch und berathschlagten mit dem Doctor über einige Tableaus, welche am Geburtstag des Grafen arrangirt werden sollten.

Lilie war damit beschäftigt mit vielem Geschmack eine Guirlande von künstlichen Blumen zu binden,

welche Frigga als Garnitur um einen Teppich für einen Schreibtisch bekommen sollte.

Melcer saß zurückgelehnt in einem Fauteuil und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Er war seit Lilie's Ankunft auf Liungbro wieder in seiner düsteren Laune. Es schien in der That, als wenn er leiden müßte, wenn er sie nur sah und hörte.

Valentin und Lilie sprachen von der Julirevolution und den Männern, welche ohne hervorragende Eigenschaften an der Spitze derselben gestanden.

Von der Julirevolution kam die Rede auf die Volkserhebung von 1792.

— Wenn die letzte Revolution, wie Sie sagen, nur mittelmäßige Führer hatte, so war die erste reich an Ungeheuern, — sagte Lilie. Mein Vater, ein zehnjähriger Knabe, würde sicher das Schicksal seiner Eltern getheilt haben, und als Opfer der Septemberhenker gefallen sein, wenn nicht ein gewisser Jerome Bassal gewesen wäre. Er führte meinen Vater schon am ersten Tage, als die Jagd auf die Royalisten begann, von dem Vaterhause fort.

— Jerome Bassal! — rief Melcer und stand rasch auf, — Was weißt Du von ihm?

— Daß er meinen Vater rettete und daß er auch versuchte, die Eltern meines Vaters zu retten, ohne daß es indessen gelang. Mein Großvater war, während Bassal den Sohn fortführte, in's Gefängniß geworfen worden, und meine Großmutter, welche sich durch die Flucht zu retten suchte, wurde wahrscheinlich von den Banditen ermordet.

— Wohin begab Bassal sich? — fragte Melcer ungeduldig.

— Das weiß ich nicht. Er ließ meinen Vater nach England bringen, wohin Mehrere von der Familie de Maillé geflüchtet. Seit der Zeit hat mein Vater trotz der eifrigsten Nachforschungen nichts von ihm gehört.

— Du weißt also nichts von seinem späteren Schicksal?

— Nein, durchaus nichts. Vermuthlich hat er, gleich tausend Andern auf dem Schaffot geendet.

— Auf dem Schaffot endete er nicht, — murmelte Melcer, stand auf und ging hin zu einem der Fenster. Plötzlich drehte er sich um und sagte zu Lilie:

— Hast Du je den Namen Sophie d'Escare gehört?

— Ja, gewiß. Unter den Papieren, welche es dem Notar der alten Marquisin de Maillé für meinen Vater zu retten gelang, befand sich eine testamentarische Anordnung, in welcher die Marquisin Cäsarine de Maillé einem Mädchen Namens Sophie d'Escare eine sehr ansehnliche Leibrente zusicherte. Sophie d'Escare sollte sich als Pflegetochter bei einem Juden Namens Jakob Levitain aufhalten.

— Nun, wo befindet sich jetzt Sophie d'Escare? — brach Melcer aus.

— Auch sie ist verschwunden; mein Vater hat vergebens Alles gethan, um irgend eine Spur von ihr zu finden. Der Pflegevater, Jakob Levitain, ist gestorben, und sein Sohn, der jetzige Banquier, erklärte, daß er schon mehrere Jahre ohne Erfolg nach

seiner Pflegschwester gesucht. Vermuthlich hat das Beil auch sie dahingerafft.

— Nein, sie lebt, — sagte Melcer und wandte sich weg.

— Aber wo? rief Lilie heftig.

Melcer antwortete nicht, sondern stand unbeweglich und blickte hinaus in die Nacht. Valentin neigte sich gegen Lilie und sagte:

— Vertauschen Sie das Thema des Gesprächs! Mit ängstlichem Interesse folgte Frigga den Worten des Bruders. Als Valentin Lilie zuflüsterte, begann Frigga sofort von anderen Dingen zu reden. Sie rief Melcer. Er sollte nothwendig die Zeichnungen sehen, nach welchen die Tableaus arrangirt werden sollten; es war da ein Gesicht, welches dem der Magda ungewöhnlich ähnlich sah.

Melcer folgte der Einladung, konnte aber keine Aehnlichkeit entdecken. Ein eifriger Disput entstand, der mit vieler Lebendigkeit von Frigga's Seite geführt wurde, bis es ihr gelang, den Bruder ein wenig zu ärgern, als sie ganz plötzlich sagte:

— Es ist nicht der Mühe werth zu streiten, sondern lassen wir Thatsachen sprechen! — Ich habe gerade vom Probsten das Portrait geliehen, welches er von Magda besitzt, und werde es herunterholen lassen, dann können wir vergleichen.

Einige Minuten später trat der Bediente mit einem Oelgemälde herein, welches ein junges Weib darstellte.

Melcer nahm es in Empfang, betrachtete das Bild eine lange Weile mit einem Interesse, welches sein Aussehen gänzlich aufklärte, darauf folgte ein

Vergleich zwischen dem Portrait und dem Gesicht mit der vermeintlichen Aehnlichkeit.

Lilie, welche nicht Schwedisch verstand, wandte sich an Valentin und sagte:

— Was ist das für ein Bild?

— Ein Portrait — antwortete Valentin.

— Ein Portrait, — wiederholte Lilie und richtete ihre Augen auf die eifrig Discutirenden. Darauf sagte sie laut: — Dies erinnert mich an eine Handlung von Ihnen, die ich nicht habe verstehen können.

— Da bin ich zu beklagen, — antwortete Valentin, — während ich im Allgemeinen den Satz vertheidige, daß die Handlungen besser sprechen, als Worte, und nie einer Erklärung bedürfen.

— Aber diese, von welcher hier die Rede ist, bedarf wirklich einer solchen.

— In diesem Falle, Madame, werde ich eine solche abgeben.

— Schön! — Seien Sie dann so gut mir zu sagen, was die Meinung war mit dem Zurücksenden meines Portraits.

— Die Meinung damit war einfach die, dasjenige zurückzugeben, was gestohlen worden war.

— Das will mit andern Worten sagen, daß ...

— Was einem Andern gehört, erlaubt das Rechtsgefühl nicht, daß man es behält. Sobald es mir klar wurde, daß ich einen Diebstahl begangen, gebot mir mein Stolz . . .

— Ein werthloses Ding zurückzusenden.

— Madame, was man gestern hochschätzte, kann heute durch die Umstände seines Werthes beraubt

werden. — Uebrigens, je größer letzterer ist, desto unverzeihlicher wäre es, den auf unrechtmäßige Weise angeeigneten Schatz zu behalten.

Valentin ging hinein zu den Herren. Er fand Graf Harthon in einem kleinen Gemach zwischen dem Spielzimmer und dem Salon sitzend, und wie es schien in Gedanken vertieft.

Der Graf hatte, was Niemand bemerkte, während der Unterredung zwischen Lilie und Melcer in der Thüre gestanden und dieselbe mit angehört.

Valentin ging vorbei, ohne den Grafen zu stören und fand die drei alten Herren mit einer Partie Wira beschäftigt.

Der Propst bat den Sohn, seine Karten zu nehmen, weil er eine Weile mit Fräulein Frigga zu sprechen wünsche, die er den ganzen Abend kaum zu sehen bekommen.

Nach dem Souper sagte Frigga zu Valentin: — Niemals hätte ich geglaubt, daß Sie mit Ihrem Rechtsgefühl sich erlaubt hätten, einen Diebstahl zu begehen, wenn ich nicht mit meinen eigenen Ohren gehört hätte, daß Sie es selber sagten. — Wissen Sie was, Lieutenant Aurenius, es giebt Diebstähle, die man nicht wieder gut machen kann.

— Ich weiß es und würde in Verzweiflung sein, wenn ich einen solchen begangen.

— Glauben Sie, daß Sie denjenigen, welchen Sie verübt, wieder gut gemacht haben?

— Ich hoffe es. — Uebrigens, Fräulein Frigga, erfordert die Wahrheit, zu gestehen, daß ich zuerst bestohlen wurde, bevor ich mich selber zum Dieb machte. Ich hielt mich für berechtigt, einen Tausch-

handel zu machen, weil ich während des Schwindels, der mich ergriffen hatte, ganz und gar vergaß, daß ich nicht dazu privilegirt war. — Es geschah in einer Zeit, wo ich für meinen und Anderer Schmerz blind war. Ich hatte zu viel Vertrauen zu meinem eigenen Werth, und deßhalb lehrte mich die Erfahrung ihn weniger zu schätzen.

— Wollen Sie damit sagen, daß der Glauben an Sie selbst nicht mehr derselbe ist.

— Der ist wirklich anders. — Ich glaubte damals, ohne zu wissen, worin meine Stärke liegen sollte; aber ich weiß es jetzt.

— Der verhindert Sie indessen nicht, wieder demselben Fehler zu verfallen, welchen Sie damals begingen.

— Unmöglich! — Um das zu können, müßte ich mich noch einmal bestehlen lassen.

— Meinen Sie nicht, daß das innerhalb der Gränzen der Möglichkeit liegt?

— Nein; denn was nicht für mich bestimmt ist, will ich jetzt nicht besitzen, — und was ich nicht weggeben darf, lasse ich mir nicht rauben.

— Aber es kann Ihnen doch passiren, daß Sie das haben wollen, was nicht das Ihrige ist und dann geben, was Sie haben behalten wollen.

— Nicht gern; die Zukunft mag übrigens darüber urtheilen. Meine Wünsche machten mich einmal vergessen, daß es Gitterthore gibt. — Sie schlichen sich über das weg, was zwischen mir und Ihrem Ziele stand; ich wachte auf aus der Verirrung, als ich zurückkehren wollte und auf den Riegel stieß.

— Der Sie schmerzte.

— Ich gestehe es.

— Und jetzt?

— Reiche ich bloß die Hand durch das Gitter.

Valentin reichte Frigga die Hand und fügte hinzu:

— Gute Nacht, Fräulein! — Ich beabsichtigte sie wegen der gewonnenen Wette zu mahnen; aber ....

— Warum thun Sie das nicht?

— Die Stunde ist nicht passend. — Es lag in Ihren Worten ein Geist des Mißtrauens in meine Ehrenhaftigkeit, welcher mir bewiesen hat, daß auch Sie ungerechte Stiche geben können.

— Habe ich Sie verletzt?

— Sie sagten einmal, daß ich verletzt sei; nun wohl, Fräulein Frigga, jetzt sind wir quitt.

Valentin entfernte sich.

Es kommt bisweilen im Leben vor, daß Personen — durch eine unerklärliche Sympathie im Gedankengang — sich ganz unerwartet begegnen und einander überraschen.

Etwas Aehnliches ereignete sich den folgenden Tag auf Liungbro.

Man hatte gefrühstückt und Valentin war seinen Geschäften nachgegangen, ohne, wie gewöhnlich, Melcer dazu bewegen zu können, mit ihm zu gehen.

Frigga, welche sonst große Eile mit den Weihnachtsvorbereitungen hatte, schien indessen an diesem Tage nicht daran zu denken, sondern gab sich ganz

und gar dem Einfall hin, die große Portraitgallerie zu besuchen.

Wenn es einmal passirte, daß Frigga mit ihrem Innern nicht in vollkommene Harmonie kam, so pflegte sie immer sich zu ihren großen Ahnen zu begeben, um allein unter ihnen über ihre etwas in Aufruhr gerathenen Gefühle Gewalt zu bekommen.

Sie wanderte auch jetzt die breite Treppe hinauf und stand bald in der Gallerie.

In dem großen Kamin flammte das gewöhnliche Morgenfeuer, welches eben angemacht worden war.

Ohne einen Blick um sich zu werfen, ging Frigga auf das Bild in Bischofsornat zu. Dort blieb sie stehen und betrachtete mit andächtigem Blick das heiligengleiche Antlitz.

Einige Minuten stand sie so, drehte sich aber rasch um, denn der Schall von Tritten traf ihr Ohr.

Hinter ihr stand Graf Harthon, welcher mitunter pflegte sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die Gemäldegallerie in dem Zustande sich befände, welchen er wünschte.

Dem stolzen Edelmann gewährte es einen Genuß, dort herumzuwandern und nachzurechnen, welche von diesen Männern die Ausgezeichnetsten gewesen und dem Vaterlande die größte Ehre gemacht.

— Bist Du es, mein Vater? — sagte Frigga. Ich sah Dich nicht, als ich hereinkam.

— Ich stand in einer der Fenstervertiefungen, antwortete der Graf. Er ergriff die Hand der Tochter und fügte mit ungewöhnlich milder Stimme hinzu:

— Warum bleibt Frigga immer vor dem Bild

Joachim Harthons stehen? Jedesmal, wenn wir uns hier treffen, finde ich Dich auf demselben Platz.

— Weil, Papa, etwas von Gottes Geist in seinem Gesicht und etwas von einem Märtyrer in seinen Lebensschicksalen offenbart ist, — antwortete Frigga. — Mir kommt es vor, — fügte sie mit Wärme hinzu, daß das Anschauen dieser Portraits zu hochherzigen Thaten auffordert und edle Gedanken einflößt, während zu gleicher Zeit das dort, — sie zeigte auf den schwarzen Strich unter dem Namen, den Beweis liefert, wie unversöhnlich sowohl die Gegenwart wie die Nachwelt ist.

— Sage lieber, wie gewissenhaft jeder Harthon gewesen. Es ist weder die Gegenwart noch die Nachwelt, welche bestimmt hat, daß ein solches Zeichen den Nachkommen hinterlassen werden sollte, um das traurige Zeugniß zu geben, daß ein Mitglied unseres Geschlechts schwach genug gewesen, um unter dem Einfluß des Gefühls einen Augenblick zu vergessen, daß er ein geborener Harthon sei. — Die Ehrfurcht vor unserem Namen ist angeboren. Gerade dieser Eindruck ist es, welcher gemacht hat, daß wir von Jahrhundert zu Jahrhundert ihn in Achtung und Ehre erhalten; und selbst jetzt, wo der Adel anfängt so wenig zu bedeuten, wird das Harthon'sche Geschlecht mit Achtung genannt. Und warum? Gerade darum, weil jedes Mitglied desselben es für Pflicht angesehen, seinen Nachkommen die Erinnerung an wirkliche Tugend nnd Ehre zu hinterlassen. Um dies zu können, haben wir nicht allein unser Augenmerk auf die Handlungsweise, sondern auch auf die inneren Beweggründe richten

müssen. — Dieser bedeutungsvolle Strich ist nicht angebracht, um eine menschliche Schwäche zu brandmarken, sondern als eine Warnung, welche er aus seinem Grabe schickt, aus welchem er zu rufen scheint: — Seid auf der Wache, daß Ihr nicht gleich mir wegen egoistischer Wünsche bereit seid, Eure Pflichten gegen unser Geschlecht zu vergessen.

Der Graf ließ Friggas Hand los und fügte wehmüthig hinzu:

— In der Jugend spielt die Phantasie oft den Herrscher, und wir nehmen deren Gebilde für Wirklichkeit.

— Aber Papa, — fiel Frigga lebhaft ein, — das Mädchen, welches Joachim als junger Mann liebte, war ja in Allem ein so ausgezeichnetes Weib, daß sogar sein stolzes Geschlecht ihr Bild aufbewahrte.

— Aber sie war bei alledem nur eine Goldschmiedstochter, — antwortete der Graf. — Wenn Joachim der letzte des Namens Harthon gewesen wäre, dann hätte er mit seiner Anna in Landflüchtigkeit ziehen und in einem Winkel der Erde unbemerkt leben können. Aber das Harthon'sche Geschlecht war zu jener Zeit groß, und sein Vater, ein ausgezeichneter Feldherr, hatte das Recht, zu verlangen, daß sein Sohn nicht durch eine solche Verbindung eine der vornehmsten adeligen Familien brandmarke. Joachim wurde deßhalb Mönch und vermied es auf diese Weise, einen stolzen Vater zu verletzen, während er zu gleicher Zeit seiner Liebe treu blieb.

— Und sie?

— Beschloß ebenfalls ihr Leben in einem Kloster.

— Sie geben doch zu, Papa, daß in diesen Be-

griffen etwas Grausames liegt, denn ihnen gegenüber gilt ja die Tugend nichts, wenn sie nicht geadelt ist.

— Die Tugend besitzt immer ihren Werth und ist über alle Begriffe erhaben; aber gerade weil der Adel sie schützen muß, ist es nicht erlaubt gewesen, Bürgerliche zu heirathen. Man hat nicht geglaubt, irgend eine Garantie für ihre Sitten, Erziehung und Gewohnheiten zu haben. Außerdem darf ein historischer Name nicht mit einem ohne alle Bedeutung zusammengekettet werden. So hoch muß man wohl denselben achten, daß man lieber den Verlust des eigenen Glückes beweint, als daß man vergesse, was man jenem schuldig ist. — Ich für meinen Theil ziehe es vor, meine Kinder begraben zu sehen, statt das bittere Bewußtsein zu überleben, daß eines von ihnen sein Geschlecht durch eine Heirath unter seiner Geburt erniedrigte.

Frigga erhob den Kopf. Sie sah den Vater mit einem offenen und unerschrockenen Blick an und sagte:

— Unter seiner Geburt verheirathet sich derjenige, welcher einen Gatten wählt, ohne moralische und sittliche Bildung, wie zum Beispiel ein Mitglied des gräflichen . . . . erska Geschlechts, aber nicht derjenige, welcher sich mit einem Bürgerlichen verbindet, welcher in geistiger Beziehung seines Gleichen ist.

— Ist das m e i n e Tochter, welche so spricht! — rief der Graf.

— Ja! Axel Harthon hat sie nur das Verdienst schätzen gelehrt, und nur vor diesem Adel beuge ich m e i n Haupt.

Einen Augenblick sahen Vater und Tochter einander an; dann sagte der Graf:

— Aber er hat sie auch gelehrt .....

— Daß sie Harthon heißt, — fiel Frigga lebhaft ein. — Ja, und darum wird sie nie etwas Anderes lieben, als das was edel und erhaben ist. Der Mann, welchem Deine Tochter ihre Hand schenken wird, muß deßhalb das Wappenzeichen der Bildung besitzen. Besitzt er das, dann ist er vor Gott und meinem Herzen ein Edelmann und auch meiner Liebe und meiner Hand vollkommen würdig.

— Aber wenn er Namen und Geburt entbehrt, so dürfte er doch nicht für würdig gehalten werden, mein Schwiegersohn zu werden, — bemerkte der Graf streng.

— In diesem Falle würde ich es machen wie Joachim. Ich würde mein Herz ins Kloster gehen lassen; denn mein Glück kann nicht blühen ohne Deinen Segen.

— Ich bin dessen versichert; Du kannst Deinem Vater keine Demüthigung verursachen wollen. Ich wünsche mit dem Bewußtsein zu sterben, kein Kind hinterlassen zu haben, welches durch eine Mesalliance den Namen entehrt, den ich getragen.

— Ach, Papa, eine Verbindung mit einem Bürgerlichen ist nichts, was unsere Familie entehren könnte, — sagte eine Stimme hinter dem Grafen und Frigga.

Sie drehten sich um; es war Melcer, welcher von einem der großen Lehnstühle, die vor den Kamin gestellt waren, aufstand.

Er trat zu ihnen hin und fügte hinzu:

— Alle diese Männer, welche in jugendlicher Schwärmerei wegen ein paar hübscher Augen ihre gräfliche Krone vergaßen, sind durch jenes Zeichen ausgezeichnet worden, und trotzdem hat keiner von ihnen die bürgerlichen Schönheiten geheirathet.

— Aber sie hatten einmal die Absicht es zu thun, — fiel der Graf ein.

— Mag sein; aber in der Absicht lag doch wohl kein Verbrechen, da sie nicht zur That führte und selbst wenn das der Fall gewesen, welcher unbedeutende Fehler wäre das gegen alle diejenigen, die diese stolzen Edelleute sich erlaubt, ohne daß man irgend ein Gewicht darauf gelegt. — Denke nur daran, wie viele Thränen diese unsere Vorväter ausgepreßt, wie viel Blut sie vergossen, wie viel Jammer sie hervorgerufen, und ich frage, ob nicht alles dies wirkliche Verbrechen waren? Trotzdem hat man diese Handlungen als Tugenden bezeichnet und ihnen den Titel Heldenmuth, Ritterlichkeit und Kriegerehre gegeben.

Melcer strich sich über die Stirne und fuhr fort:

— Hätte ich mich mit Magda verheirathet, so würde mein Vater mich verstoßen und meine Schwester vergessen haben, daß ich ihr Bruder gewesen. Aber wenn ich aus Uebermuth oder Laune die Ursache des Todes eines Menschen gewesen, eine Familie deren Stütze beraubt, eine Mutter mit ihrem Kinde ins Elend gebracht hätte, dann bekäme das den Namen eines Unglücksfalls, und ich wäre ebensogut ein Edelmann wie zuvor. — Ach, mein Vater, Sie kamen nach Frankreich 1793, schwärmend für die Idee

der Freiheit. Sie kehrten zurück 1794 als ein noch größerer Aristokrat als irgend einer Ihrer Vorväter. Ich betrat wieder Frankreichs Erde 1827 als ein hochmüthiger Edelmann und ich kehrte zurück 1830 mit einer Art Eckel vor meinem gräflichen Titel und all dem Blut, welches diese Herren zu historischen Helden gemacht.

Melcer schwieg einen Augenblick, aber fuhr dann fort:

— Heute, zum erstenmale seit meiner Rückkehr in die Heimath, beschloß ich, dieses Zimmer, welches den Stolz meines Vaters ausmacht, zum erstenmale wieder zu besuchen, und siehe hier das Gelübde, welches ich meinen Vorvätern gethan: Mit mir soll das Harthon'sche Geschlecht aussterben! — Unsere Zeit ist vorbei; wir haben genug in der Welt gewirkt und müssen jetzt dem Kaufmann Platz machen, welcher, wenn auch in einem anderen Geiste, den Druck, den wir geübt, fortsetzen wird.

Er drehte sich um, um zu gehen; aber der Graf hielt ihn auf und sagte:

— Es ist also in diesem Zimmer in Gegenwart unserer Vorväter, wo meine beiden Kinder die Ansichten verläugnen, welche die Mitglieder unseres Geschlechts würdig der Achtung ihres Vaterlandes gemacht?

— Papa, wir verläugnen sie nicht! — rief Frigga.

— Nein, ich zolle ihnen einen so hohen Grad von Bewunderung, daß ich wünsche, das Geschlecht möge jetzt aussterben, — sagte Melcer. Glaube mir,

der letzte männliche Sprosse fühlt bei sich selbst, daß es gut gewesen, wenn er nicht geboren worden wäre.

Der Graf stand eine Weile mit über die Brust gekreuzten Armen und sah schweigend das Porträt Joachims an; dann wandte er sich an seine Kinder und sagte in einem ernsthaften Ton:

— Mag dieser edle Name verlöschen; aber mögen die letzten Repräsentanten denselben mit Ehre tragen, und ihn nicht, von den Ideen der Jetztzeit verleitet, verläugnen! — Wie Melcer jetzt spricht, so sprach auch einmal einer Eurer Verwandten, welcher, kann gleichgültig sein. Er, wie Melcer, hatte sein Herz von einem Mädchen ohne Familie fesseln lassen. — Er bot ihr seinen Namen, Rang und sein ganzes Leben an; aber sie schlug es aus, weil sie einen Andern liebte. Derjenige, welcher ihm vorgezogen wurde, war — ein Jude.

— Ein Jude! — rief Melcer im Tone der Verachtung.

— Ja; Graf Harthons glücklicher Rival war Jude, — sagte der Graf mit Bitterkeit. — Dies beweist am besten, daß — wie viel Bildung ein Bürgerlicher sich auch aneignet, bleibt doch im Grundton seiner Seele etwas Rohes zurück. Oder haltet Ihr es für möglich, daß ein Mädchen von Geburt ihr Herz so hätte erniedrigen können. — Der Harthon'sche Stolz richtete sich auch auf, und der gedemüthigte Edelmann dachte mehrere Jahre, wie Du Melcer, daß es am besten sei, wenn die Familie mit ihm erlöschte. Es kam ihm vor, als wenn seine Neigung zu dem untergeordneten Mädchen einen Schandfleck auf seinen Wappenschild gemacht; aber eine edlere

und seiner würdigere Liebe brachte ihn wieder zu sich und er verband sich einige Jahre später mit einem Weibe, welches es verstand, die Erinnerung an die Scham, die er über sich selbst empfand, zu verbannen. — Und so, mein Sohn, hoffe ich, wird es auch Dir gehen.

Der Graf ging. — Frigga und Melcer blieben allein.

— Es gibt Erinnerungen, welche demüthigender sind, als diejenigen, von welchen mein Vater sprach, — sagte Melcer. — Die Liebe ist eine Thorheit und kann nie ein Verbrechen werden, und die Schmerzen und Demüthigungen, welche sie veranlaßt, sind nicht der Rede werth. Nein, es gibt andere Erinnerungen, welche entsetzlicher sind. Doch, das Böse, von welchem Niemand weiß, daß wir es gethan, als wir selbst, das ist, als wenn es nie begangen worden.

— Jetzt muß ich hinaus in die Luft, — fügte er hinzu. — Ich habe jetzt meine Sünden mit denen der Vorväter zusammengehalten. Sobald kehre ich nicht hierher zurück.

Melcer ergriff die Hand seiner Schwester und sagte düster lächelnd:

— Schade, daß Du ein Mädchen bist! Du würdest besser als ich, unsern alten Namen hoch getragen haben, denn Du würdest Dein Blut für dessen Ehre lassen, wenn Du damit den Glanz desselben vermehren könntest. Ich hoffe zu sterben, um nicht nöthig zu haben, ihn zu tragen.

Melcer küßte Friggas Hand, wanderte langsam durch die Gallerie und verschwand endlich durch eine Thüre.

Frigga schüttelte ihren Kopf, richtete den Blick auf des Vaters Porträt und dachte:

— Du warst es, mein armer Vater, welcher liebte und verschmäht wurde. Du ahntest nicht, daß Deine Tochter wußte, was Du beabsichtigest, daß sie erst erfahren sollte, wenn Du fort bist. Du meinst, daß Du Dich Deiner selbst und derjenigen, die Du liebtest, schämen mußt, weil ein Jude ihre Liebe gewonnen. — Daß Dein Rival ein Jude war, schmerzt Dich heute noch. Auch Du wirst von Vorurtheilen beherrscht. — Ach, wann werden diese aufhören, die Welt zu regieren! seufzte Frigga.

— Niemals! hätte das Porträt antworten sollen.

Nach dieser Unterredung mit seinen zwei Kindern wurde Graf Harthon sehr erst und wortkarg.

Frigga, welche sehr wohl begriff, daß die Erinnerung daran ihn plagte, bot Alles, was in ihrer Macht stand, auf, um durch verdoppelte Zärtlichkeit den bitteren Eindruck zu verbannen, welchen die freisinnigen Worte auf ihn gemacht.

Am Tage vor dem Weihnachtsabend, als man in allen Ecken in seinen Zimmern beschäftigt war und nicht im Salon einander treffen wollte, bevor es etwas später würde, begab sich Frigga zum Vater. Sie wußte, daß er allein in seinem Zimmer sei.

Als sie eintrat, lag der Graf auf einem Sopha und las die Zeitungen.

— Was willst Du, mein Kind? — fragte der Graf und stand auf.

— Ich möchte Dich um etwas bitten, — antwortete Frigga und küßte die dargereichte Hand. — Aber vielleicht störe ich Papa, — fügte sie hinzu und sah ihn an.

— Nicht im Geringsten.

Der Graf zog die Tochter neben sich hin.

— Nun, die Frage gilt wohl irgend einem Weihnachtsgeschenk? — fragte er freundlich.

— Ja, einem, das Du mir geben sollst.

— So—o, Du willst Gesetze vorschreiben! — Meine liebe Frigga, das kommt etwas anspruchsvoll heraus.

— So ist es eben.

Frigga schloß die Hände des Vaters zwischen die ihrigen, und fuhr in einem bittenden Tone fort:

— Papa, ich bitte Dich, mir den Glauben an mich wieder zurückzugeben.

— Ich meine nicht, daß ich Dir denselben genommen.

— Warum bist Du denn so ernst, um nicht zu sagen traurig gewesen seit unserem Gespräch in der Gallerie?

— Weil ich entdeckte, daß meine Tochter nicht dachte und fühlte wie ich. Wenn die Versuchung kommen sollte, der Stimme Deiner freien Ansichten Gehör zu schenken, dann fürchte ich auch, daß Du denselben folgen wirst.

— Papa, das beweist ja, daß Du mir nicht traust, — fiel Frigga ein.

— Ich glaube Deinen Worten, Deinem selbst-

ständigen Charakter und der Erklärung, welche Du gabst.

— Aber dies ist nicht genug, — brach Frigga mit Wärme aus. — Du sollst auch glauben, daß jeder Tropfen meines Blutes von einer solchen Natur ist, daß es mir laut zuruft, daß meine Eltern den ersten Platz in meiner Seele einnehmen. — Als ich noch ein kleines Mädchen war, rügtest Du jeden Fehler an mir mit der Bemerkung, daß es der Tochter eines Edelmanns nicht anstände. — Damit machtest Du das Edle zum Ziele meines Strebens. Nun wohl, würde ich an Seele und Herz edel sein, wenn ich der Beförderung meines Glückes wegen das Deinige opferte? — Nein, Vater, wie derb und frei meine Denkweise auch sei, so wird sie doch nie mit meiner töchterlichen Liebe davonfliegen. — Frigga kann für die letztere Alles opfern; aber es gibt Nichts, das sie bewegen könnte, diese zu opfern. Wenn sie das thut, dann erst vergißt sie die Achtung vor ihrem Namen.

Der Vater legte die Hand auf der Tochter Haupt und sagte:

— Es ist leicht, so zu sprechen, bevor die Liebe ihre Stimme erhebt; aber weißt Du auch, wie Du raisonniren wirst, wenn Dein Herz mit Deines Vaters Anschauungsweise in Streit gerathen sollte?

— Ja, daß weiß ich, — antwortete Frigga bestimmt und ernst; — denn, wie jetzt wird die Achtung vor derselben in meiner Seele die Oberherrschaft behalten. Darum, Papa, sollst Du mir das einzige Weihnachtsgeschenk geben, das für Deine Tochter auch wirklichen Werth hat, nämlich: Deinen Glau-

ben an meine Liebe und an meine Ehrfurcht vor Deinem Willen.

— Du brauchst nicht das zu bekommen, was Du schon besitzest, — sagte der Vater und drückte einen Kuß auf die Stirne der Tochter indem er hinzufügte: — Du bist doch der kostbarste Edelstein unter allen meinen Familienkleinodien.

Eine Perle, durchsichtiger als der Diamant, fiel in demselben Augenblick aus Friggas gesenkten Augen auf des Vaters Hand. Dieselbe war eben so einfach und ebenso klar, wie die Herzensgefühle rein waren, welche sie hervorgepreßt.

Als die Lippen des Vaters Friggas Stirne berührten, kam es ihr vor, als wenn dieses ihr eine unbeschreibliche Befriedigung und doch einen namenlosen Schmerz verursacht hätte. Das Vetrauen, welches dadurch bekräftigt wurde, konnte Frigga nie täuschen, aber wie viel Entsagung für sie damit verbunden war, daß wußte nur Gott.

Als sie den Vater verließ, begab sie sich nach dem Gesellschaftszimmer. Es war glänzend erleuchtet, aber durchaus leer an lebenden Wesen.

Frigga hatte sich indessen kaum mit ihrer Stickerei niedergelassen, woran sie die letzte Hand legen wollte, als Valentin eintrat,

— Ist der Herr Lieutenant schon zurück von Z—? — sagte Frigga.

— Wie Fräulein sehen; aber warum sind Fräulein ganz allein hier?

— Die Anderen sind Alle damit beschäftigt, Weihnachtsgeschenke einzupacken. Sie versammeln sich erst etwas später. — Ist das nicht schön? — fügte

Frigga hinzu und hielt Valentin die Stickerei entgegen.

Es stellte ein Nonne am Fuße eines Kreuzes dar.

— Ja, die Arbeit ist ausgezeichnet, — antwortete Valentin; aber die Wahl der Zeichnung kommt mir sonderbar vor. Für wenn ist das bestimmt?

— Fur meinen Vater. — Es soll ein Ruhekissen für seinen Sopha werden. — Was haben Sie gegen die Zeichnung?

— Daß es eine Nonne am Fuße eines Kreuzes ist. Das Bild bringt immer etwas Trauriges mit sich. Man denkt unwillkürlich an alle die Entsagungen und bitteren Leiden, welche der Klosterdruck mit sich führte, und wie viel Tugend, Schönheit uns innerhalb der Klostermauern verloren gingen.

— Ach ja; aber jetzt kann ja meine Nonne eine Braut darstellen, die ihren Bräutigam umarmt.

— Das Kreuz!

Valentin lächelte.

— Und den Glauben, — fügte Frigga mit klarer Stimme hinzu.

— Aber, Fräulein Frigga, warum geben Sie dem Grafen ein solches Bild?

Jetzt betrachtete Valentin das junge Mädchen.

— Sehen Sie das nicht ein?

— Nein! —

— Ach, was Ihr Männer doch kurzsichtig seid! — erklärte Frigga.

Das auffallend Muntere in ihrem Tone verrieth, daß Friggas Inneres von ganz anderen, als freudigen Eindrücken beherrscht wurde. Valentin sah vor-

aus, daß sie jetzt Etwas aussprechen würde, was eine bittere Wahrheit enthielt, und daß sie gerade deßhalb demselben ein leichtes Gewand geben wollte.

Frigga's von aller Gefühlshascherei freie Seele konnte sich mit weinerlichen Manieren nicht vertragen; sie zog es vor, die Dornen des Schmerzes mit frischen Rosen zu umgeben.

Das Leben war für Frigga etwas so Ernsthaftes, daß sie nicht begreifen konnte, wie man durch Klagen über die Leiden eines Einzelnen diejenigen Anderer noch bitterer machen möchte. In Folge ihrer Auffassung des großen Endziels, war es Jedermanns Pflicht, es zu nehmen wie es sei, und es so wenig unangenehm als möglich zu machen.

— Der Schmerz hat viele Gestalten,'— pflegte Frigga zu sagen; — ich will die am wenigsten abstoßende für den meinigen wählen.

Auf diese Weise konnte sie über ihre eigenen Leiden lachen, aber nie über die Anderer. Für die letzteren hatte sie theilnehmende Thränen.

Aber kehren wir zum Gespräch zurück.

— Wenn ich nun auch diesen meinem Geschlecht eigenen Fehler mit demselben gemein habe, — so erlauben Sie, daß ich ihn heute Abend beibehalte.

— Gewiß; aber gegenüber meiner Stickerei, welche eine Allegorie ist, geht es durchaus nicht, weil Sie Bemerkungen dagegen gemacht haben. Sie fragten, warum ich meinem Vater diese Nonne gäbe? Ich antworte: Wenn er seinen Blick auf sie wirft, wünsche ich, daß er in ihr das Bild seiner Tochter suche.

— Die wegen der Ueberzeugungen ihrer Väter sich dem Kreuze weiht. — Nicht übel!

— Gefällt Ihnen jetzt die Zeichnung?

— Ja; besonders des Kreuzes wegen, — sagte Valentin. — Aber, fügte er hinzu, Ihre Nonne betet unter offenem Himmel.

Warum nicht ebenso gern in einer Klosterzelle?

— Weil das Kreuz, welches sie bekommen, seinen Himmel hat. — Die Wände der Zelle würden vom Zwang sprechen; aber meine Nonne hat sich aus freiem Willen ihrem Glauben geweiht.

— Das ist also eine sehr glückliche Nonne.

— Wenigstens nicht unglücklich. — Glaube, — hob Valentin wieder nach einer kurzen Pause an, das ist ein Wort, welches sowohl Ueberzeugung wie Beständigkeit bezeichnet. — Hier enthält es . . . .

— Beides. Meine Nonne ist fest in ihrer Ueberzeugung und unveränderlich in ihrer Treue.

— In diesem Falle finde ich die Wahl der Zeichnung in hohem Grade glücklich, — versicherte Valentin. — Aber warum haben Fräulein eine Wolke am klaren Himmel gestickt? Das macht das Bild düster.

— Oder erhöht den Effekt; aber um die Wahrheit zu sagen, so sind Sie Schuld daran.

— Ich!

— Ganz und gar. Mein himmelblaues Garn reichte nicht aus, weil Sie sich einen Knäuel davon aneigneten.

— Ich habe also Theil am Himmel der Nonne.

— So scheint es, — antwortete Frigga und betrachtete genau die Stickerei.

Man hörte Stimmen und herein schwebte Lilie, gefolgt von Fräulein X—.

Als Lilie Frigga und Valentin allein sah, überwölkte sich ihr heiteres Gesicht, und einige Minuten darauf klagte sie über heftiges Kopfweh, welches mehr und mehr zunahm.

Die kleine Französin hatte sich in ein Ecksopha geworfen, hielt sich die Hand vor die Stirne und klagte so heftig, daß Frigga, Fräulein X— und Gräfin Harthon, welche auch in den Salon hinabgekommen war, ganz unruhig wurden.

Die Gräfin stimmte dafür, daß Lilie auf ihre Zimmer hinauf gehen solle und sich zur Ruhe begeben. Mit ihrer gewöhnlichen Theilnahme für Leidende wollte die Gräfin ihre junge Verwandte begleiten und bei ihr bleiben, bis es ihr besser würde. Aber der Vorschlag war durchaus nicht nach Lilie's Geschmack. Sie erklärte, daß ihr Kopf noch schlimmer werden würde, wenn sie nicht bliebe, wo sie wäre, bei ihrer lieben Tante. Sie hörte auch auf zu weinen, als Melcer und die anderen Herren eintraten.

Während dieser ganzen aufgeregten Scene, welche Lilie's plötzliches Kopfweh hervorgerufen, saß Valentin ganz ruhig am Divanstisch und blätterte in einem malerischen Universum, welches dort lag. Nicht einen Blick richtete er auf die Leidende. Es sah aus, als wenn ihr Weinen und Klagen sein Ohr nicht berührte.

Als die Gräfin Harthon sich endlich mit ihrer Stickerei in das Sopha setzte, fing Valentin an mit ihr von verschiedenen Ansichten in der kleinen Sammlung zu sprechen, deren Stahlstiche er sich besah. Als Frigga sich mit ihrer Arbeit an denselben

Tisch setzte, wo Valentin saß, wurde Lilie's Kopfweh wieder schlimmer.

Frigga ging sofort zu ihr, und die junge Gräfin erklärte, daß es mit ihrem Kopf schlimmer würde, wenn nur Frigga sie verließe.

Bei diesen Worten zog Valentin die Augenbrauen zusammen. Er drehte seinen Kopf etwas um und richtete einen ernsten Blick auf das erwachsene Kind, welches sich in einiger Entfernung von ihm befand. Dann bemerkte er gegen Aurora:

— Das Kopfweh der Gräfin Eldau ist gewiß nervöser Natur, und es wäre wohl am besten, wenn man sich nicht zu viel mit der Gräfin beschäftigte.

— Ich bin ganz der Meinung des Herrn Lieutenants, — versicherte Aurora lächelnd.

Die Herren, welche zum Grafen hineingegangen waren, kehrten jetzt in den Salon zurück, und Major X— ließ sich neben Lilie nieder und versicherte, daß er gesonnen sei, ihr Kopfweh wegzuplaudern.

Obgleich Lilie eine ganz verdrießliche Miene dazu machte, mußte sie sich doch in ihr Schicksal finden, denn der Major ließ sich nicht so leicht abspeisen.

Frigga überließ ihren Sitz bei der Kranken an Onkel X—.

Am Tische der Damen entstand eine lebhafte Conversation, welche durch einige Einkäufe veranlaßt wurde, die die Frau Hofmarschallin und die Freiherrin in L— gemacht.

Während die übrigen Damen diese wichtigen Angelegenheiten discutirten, saß Frigga schweigend und arbeitete. Es schien, als wenn Lilie's Unwohlsein unangenehm auf sie eingewirkt habe.

Valentin bemerkte:

— Ich glaube, daß die Gräfin Eldau Fräuleins heitere Laune verscheucht hat.

— Bewahre, — antwortete Frigga, ohne aufzublicken.

Wenn dies der Fall ist, so muß sie Ihnen dieselbe wiedergeben. — Ist es ihr Kopfweh, welches Fräulein betrübt hat?

— Das Leiden, welches es hervorgerufen, peinigt mich.

— Ein Leiden, welches in Gegenwart so Vieler sich durch Thränen und Klagen kundgiebt, ist nicht besonders tief.

— Sind Sie es, welcher sich so über sie äußert?

Frigga warf einen vorwurfsvollen Blick auf Valentin.

— Ja, gerade ich kann es Ihnen sagen! aber lassen wir das. —

Er stand auf, und fügte hinzu: — wenn Fräulein wirkliche Theilnahme für Gräfin Eldau empfinden, so beschäftigen Sie sich nicht so viel mit ihrem Kopfweh. Glauben Sie mir, je mehr sie damit Andere in Bewegung setzt, desto schlimmer wird dasselbe.

Valentin trat hin zu Major X— und Lilie.

Ohne sich darnach zu erkundigen, in wie fern die Gräfin sich besser befinde, begann er ganz heiter dem Major in seiner scherzhaften Conversation zu secundiren.

Nach einer Weile hörte man Lilie herzlich lachen über die Geschichten des Majors und Valentins.

Ersterer war wie immer voll von einer Masse schnurriger Anekdoten, und konnte sie auf eine so

äußerst humoristische Weise erzählen, daß er unwillkürlich Lachen erregen mußte.

Valentin wiederum, welcher sonst nie mit solchen Sachen aufwartete, hatte jetzt zu jeder Geschichte des Majors ein Gegenstück, welches auf eine piquante Weise die vorhergehende vervollständigte.

Während der Major und „sein Lieutenant“ auf diese Weise einander halfen, die kranke Lilie zu zerstreuen, verließ sie der Erstere und sagte, daß er unmöglich zur Ruhe gehen könne, wenn er nicht vor dem Souper eine Partie Whist machte.

Als der Major sich entfernt hatte, bemerkte Valentin in einem veränderten Ton und mit seinen kalten ernsthaften Blicken auf Lilie gerichtet:

— Gräfin befinden sich jetzt besser.

Ueber das Gesicht der jungen Frau flog eine dunkle Röthe. Sie schwieg.

— Versuchen Sie sich selbst zu überzeugen, daß Sie vollkommen hergestellt sind.

— Und warum sollte ich das thun? — antwortete Lilie heftig. — Ich weiß nicht, was mich zwingen kann, dieselbe Ueberzeugung zu haben, wie Sie. —

— Die Wahrheit! — fiel Valentin ein. — Sie sind nicht krank, Gräfin. — Sie haben bloß einen Anfall von schlechter Laune auf Ihre Nerven einwirken lassen.

— Monsieur, rief Lilie.

— Erlauben Sie mir fortzufahren und rechnen Sie nicht daranf, eine andere Sprache von mir zu hören, als die, welche ein aufrichtiger Freund für Pflicht hält zu führen. Darum: versuchen Sie mehr

Herrin über die Eindrücke zu werden, welche Sie empfangen. Sie sind jetzt in Schweden, nicht in Frankreich. Wir Nordländer verstehen nicht diese heftigen Aufregungen, wir halten sie für eine Schwäche, die wir gering schätzen, während wir Seelenstärke und Herrschaft über sich selbst als Eigenschaften betrachten, welche für einen gebildeten Menschen unumgänglich sind. Uns gefällt es nicht, die Gefühle öffentlich zur Schau zu tragen, und was wir uns selber nicht erlauben, das fällt uns schwer, bei Anderen verzeihlich zu finden. Was unsere Herzen fühlen, das verbergen wir, und wir begreifen den Werth von Schätzen nicht, die allgemein Preis gegeben werden. Wir können uns freuen mit dem Ernste auf der Stirne und leiden mit Lächeln auf den Lippen. Sie sind mit einem Schweden verheirathet. Sie müssen sich deßhalb unsern moralischen Muth aneignen, oder Sie werden die Zuneigung Ihres Mannes verscherzen.

— Und jetzt, Gräfin, — fügte er hinzu, — nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie mich Sie zu den anderen Damen begleiten. Wenn Sie noch krank sind, werden Sie ganz bestimmt im Stande sein, Ihre Leiden zu bekämpfen, um sie mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen.

Valentin stand vor Lilie, deren Inneres sich in einem sonderbaren Kampf mit ihrem Aerger befand. Aber als sie ihre Augen aufschlug und seinem Blick begegnete, in welchem ein bestimmter Wille zu lesen war, stand sie auf, nahm seinen Arm und flüsterte mit kaum hörbarer Stimme:

— Sie haben mich tief verletzt, Monsieur.

— Madame, Sie glauben das in diesem Augenblick; morgen werden Sie mir es danken, was ich gesagt.

Nachdem Valentin Lilie zu dem großen Divanstisch geführt, einen bequemen Ruhestuhl für sie herangezogen und einige artige Worte gesagt hatte, ging er hinein zu den Herren und nahm die Karten des Doctors am Whisttisch.

Lilie war indessen von allen dergleichen Anfällen von Kopfweh geheilt.

Die Weihnachten verliefen ganz heiter.

Am dritten Tage, am Geburtstage der Gräfin, war eine größere Gesellschaft eingeladen. Valentin hatte zu dieser Gelegenheit einige Verse geschrieben, wozu er auch die Musik componirt, und diese wurden von Frigga gesungen.

Darauf folgten Tableaus, welche vom Doctor sehr gut arrangirt waren, obgleich die Propstin sie sehr schlecht fand, weil ihr Valentin nicht mit dabei war.

Lilie, welche die Hauptfigur in derselben spielte, war so schön, daß sie einen Sturm der Bewunderung hervorrief, etwas, das dem reizenden Kinde sehr gut gefiel.

Es war weder Frigga oder irgend Jemanden, nicht einmal Lilien eingefallen, zu glauben, daß Valentin bei den Tableaux dabei sein würde.

Man wußte von vornherein, daß er mit seinem überlegenen Lächeln es abgeschlagen haben würde, sich dazu herzugeben.

Nach allem diesem wurde getanzt; aber als der Ball begann, saß Valentin schon an einem der Spieltische, und vergebens erwartete Lilie, ihn in den Tanzsaal treten zu sehen.

Den Tag nach dem Balle wurde etwas spät gefrühstückt, und dabei vermißte man nicht allein Valentin, sondern auch Melcer. Sie waren nach Vaarnäs gereist und kamen den ganzen Tag nicht zurück.

Am darauf folgenden Morgen, als die Frühstücksglocke rief, und Valentin in den Speisesaal trat, sah er ungewöhnlich bleich aus.

Während der Mahlzeit war er still, und das Wenige, was er sprach, war ausschließlich mit Major X—.

Es war Samstag, und ein Theil der jetzt ziemlich zahlreichen Gesellschaft wollte den Gottesdienst besuchen.

— Gehen Herr Lieutenant in die Kirche? — fragte Graf Harthon, sich an Valentin wendend.

— Ich habe mich noch nicht entschlossen, — antwortete dieser.

Thun Sie mir den Gefallen, Frigga hinzufahren, sonst müßte sie zu Hause bleiben; Melcer fährt Fräulein K—.

Valentin erklärte sehr höflich, daß es ihm ein Vergnügen sein würde, des Fräuleins Kutscher zu sein.

Frigga kam es indessen vor, daß er eine Miene machte, als wenn ihm nicht sehr viel an der Ehre gelegen sei, die ihm widerfuhr.

Sie sagte darum:

— Wünschen Herr Lieutenant, daß ich die Tour nach der Kirche aufgebe?

— Warum sollte ich das? antwortete Valentin kalt.

— Um nicht mit mir fahren zu dürfen.

— Wenn ich wünschte, mich dem zu entziehen, so würde ich es auch gethan haben; aber Fräulein wissen mehr als gut, daß es mir lieb ist, Frigga Harthon als Kutscher zu dienen.

— Ihr Aussehen gab das nicht zu erkennen.

— Aber meine Worte thaten es.

— Ich glaube mehr an ihr Gesicht.

— Machen Sie heute eine Ausnahme! — sagte Valentin und versuchte sich zum Lächeln zu zwingen.

Frigga ging; aber sie dachte:

— Was mag das mit Aurenius sein? er ist sich nicht selber gleich.

Bald darauf eilte eine Reihe von Schlitten die Allee hinauf. An ihrer Spitze fuhr der der Gräfin Harthon, in welchem drei Damen mit ihr saßen. Der Graf selbst kutschirte.

Zuletzt und gleich nach dem, welchen Melcer fuhr, kam Frigga's und Valentin's.

Das Wetter war herrlich, der Schneemantel funkelte gegen die Sonne, und leicht fuhren die Schlitten dahin.

Valentins Aussehen war fortwährend kalt und bleich.

Frigga sprach von dem Balle, von den Tableaux und Valentin stimmte damit überein, daß man schwerlich etwas Schöneres zu sehen bekommen könnte, als Lilie als Hertha.

Während des Gottesdienstes hatte Frigga ihre Augen auf Valentin gerichtet, und dann kam es ihr vor, als wenn er von irgend einem körperlichen Leiden geplagt würde.

Auf der Heimfahrt sagte er:

— Jetzt kehren Fräulein ruhig und vergnügt in dem Gefühle zurück, in dem Tempel gekniet und gebetet zu haben; aber daheim auf Liungbro giebt es zwei Katholiken, welche sich diese Befriedigung nicht verschaffen können.

— Sie denken an Aurora und Lilie.

— Besonders an die letztere. Mamsell Dorbineau hat sich schon an diese und andere Entsagungen gewöhnt. Außerdem steht sie allein im Leben; aber Gräfin Eldau ist verheirathet, kann eines Tages Familie bekommen und dann wird sie im Kreise derselben ein Fremdling sein, wenn es sich um die höchsten aller unserer Interessen handelt, um die religiösen. Eltern, Vaterland, Glaubensgenossen entrückt und in ein Land ohne Religionsfreiheit versetzt, wird sie nicht einmal zu wünschen wagen, daß irgend eins von ihren Kindern ihre Religion mit ihr gemein habe. Der Vater ist lutherisch, und die Kinder müssen in seinem Glauben erzogen werden. — Ich habe immer diese Ehen zwischen Leuten von verschiedenem Glaubensbekenntniß beklagt, und ich glaube nicht, daß sie Glück mit sich bringen können.

— Und doch hätte es sich ja zutragen können, daß Sie sich mit einer Katholischen verheirathet hätten, — wandte Frigga ein.

— Das ist wahr. Ich bin einmal so verliebt gewesen, daß ich nicht allein vergaß, daß die Ge-

burt, sondern auch die Religion mich von dem Gegenstand meiner Liebe trennte. Ich mußte dann auch einer Schwäche entfliehen, welche Schuld daran war, daß ich so viel vergaß,

— Man hat mir gesagt, daß Sie Unrecht thaten, zu fliehen, — sagte Frigga.

— Erlauben Sie, daß ich eine entgegengesetzte Ueberzeugung hege, — sagte Valentin und fing an von dem schönen Weg zu sprechen.

— Wie lange wird Gräfin Eldau auf Liungbro verweilen? — fragte er plötzlich.

— Bis zum Schluß des Januar, oder richtiger, bis ihr Mann zurückkehrt.

Valentin trieb jetzt die Pferde zu rascherem Lauf an.

Melcer hatte indessen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Frigga sah Valentin an, als wenn sie ihn nie früher gesehen.

— Sie wundern sich über mich, Fräulein Frigga, — sagte er; — aber ich bitte Sie, thun Sie das nicht. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn .....

Jetzt verlor er dergestalt alle Farbe, daß Frigga erschrocken ausrief:

— Sie sind gewiß krank?

Valentin hielt mit einemmal die Pferde an und sagte mit einiger Anstrengung.

— Es ist ein Bagatelle. Wir warfen gestern um, und dabei verletzte ich meinen rechten Arm. Es ärgert mich, daß ich nicht den Schwerz wegen einer solchen Lappalie sollte beherrschen können.

— Und Sie fahren, obgleich ihr rechter Arm verletzt ist?

— Es wurde mir angeboten, Fräulein Frigga zu fahren. Welcher körperliche Schmerz hätte mich wohl vormögen können, davon abzustehen?

Valentin nahm die Zügel in die linke Hand und fügte hinzu:

— Eine Bitte: lassen Sie Niemanden wissen, daß ich gestern die Zügel so schlecht geführt, daß ich heute meine Stelle als Kutscher auf eine so wenig ehrende Weise ausfülle. Sagen Sie auch Graf Melcer nichts von den Folgen unseres kleinen Unfalls.

Frigga sagte nichts. Sie hüllte sich nur fester in den Pelz ein. Einige Augenblicke darnach hielt der Schlitten in Liungbro Hof an.

— Hat der Doctor den kranken Arm angesehen?

— Nein!

— Nun, Lieutenant Aurenius, sage ich: er muß es thun.

Frigga war eben so bleich wie Valentin. Ihre Augen begegneten sich, und er antwortete:

— Es muß geschehen, aber meine Wunde wird dann nicht mehr ein Geheimniß bleiben.

— Sie wird es bleiben; Sie haben mein Wort darauf.

Frigga lächelte traurig, wandte sich dann an einen der Bedienten und befahl ihm, den Doctor zu ersuchen, zu ihr in den großen Salon hinaufzukommen.

— Kann der Doctor ein Geheimniß bewahren? — fragte er.

— Als Arzt gewiß; — als Mensch, wenn Fräulein es verlangen, — war die Antwort.

— Ich halte mich an den Arzt. Sie sollen, ohne daß es Jemand erfährt, eine Armverletzung untersuchen, welche Lieutenant Aurenius sich zugezogen hat. Nachher wünsche ich zu wissen, ob sie gefährist; — aber Alles muß zwischen Ihnen, mir und dem Patienten bleiben.

— Das wird es.

Der Doctor ging.

Mittags kam Valentin zum Vorschein. Er hielt die rechte Hand unter der Weste, und derjenige, welcher nichts wußte, würde nicht auf die Vermuthung gekommen sein, daß es geschah, damit er den Arm ruhig halte.

Melcer war ungewöhnlich schweigsam und düster.

Abends war die Rede von einem großen Balle, welchen Baron F— auf Lenby am Neujahrstage geben wollte.

— Der Herr Lieutenant reisen wohl hin? — sagte Lilie.

— Daran habe ich noch nicht gedacht, — antwortete Valentin.

Als er Frigga gute Nacht bot, sagte sie:

— Wollen der Herr Lieutenant, daß ich glauben soll, es sei nur Eitelkeit die Ursache gewesen, daß Sie sich der Plage unterworfen, die Sie ausgestanden?

— Ach, Fräulein Frigga, — antwortete Valentin wehmüthig, — was hat es zu bedeuten, ob Eitelkeit oder Hochmuth mir meine Handlungsweise dictirt hat; eins von Beiden muß es ja doch sein.

— Oder auch Edelmuth?

— Von so etwas kann wohl nicht bei einem Umwerfen die Rede sein.

— Ja, wenn mein Bruder daran Schuld gewesen. Glauben Sie mir, man täuscht mich nicht so leicht.

— Ich glaube es auch nicht, und habe nie die Absicht gehabt es zu thun; aber diesmal haben Fräulein nicht richtig gerathen. Graf Melcer hat nicht die Zügel geführt und folglich auch nicht umwerfen können.

— Eine Stimme in mir sagt mir, daß er Antheil an dem hat, was den Schaden verursachte,

— Die Stimme in uns kann uns bisweilen irreleiten.

— Ich glaube es nicht.

— Es bleibt mir nur noch übrig, Fräulein zu bitten, nicht an diese Lappalie zu denken. — Morgen bin ich wieder gesund. Gute Nacht, Fräulein Frigga, und Dank!

Es kam Lilie vor, als wenn Valentin ganz hastig Friggas Hand an seine Lippen führte; vielleicht daß sie sich irrte.

Den Tag darauf, wie auch am Weihnachtsabend war Valentin unzertrennlich von Melcer.

Des Ersteren ungewöhnlich krankhaftes Aussehen erregte Gräfin Harthons und der übrigen Damen Aufmerksamkeit; da er aber alle Fragen in Beziehung auf seine Gesundheit mit Scherz beantwortete, so legte man kein weiteres Gewicht darauf.

Vom Doctor erfuhr Frigga, daß Valentins Wunde gar nicht von einem Umwerfen mit dem Wagen herrühren konnte, sondern daß es ein tiefer Schnitt vom

Ellbogen bis zu der Achsel sei, welcher durch irgend eine scharfe Waffe oder Messer beigebracht sein müsse, besonders da er ein paar ähnliche kleinere Narben an der Brust und am rechten Handgelenk hatte.

— Es sieht aus, als wenn Aurenius von einer mit einem Messer bewaffneten Person überfallen worden sei, — sagte der Doctor. — Seine Kleider und seine Kraft haben ihn ohne Zweifel gerettet. Die starke Blutung hat ihm seine gewöhnliche frische Farbe geraubt. Die Wunde ist gewiß schmerzhaft aber indessen nicht im Geringsten gefährlich und wird binnen Kurzem geheilt sein, wenn er sich ruhig verhält, aber so möchte es langsam gehen.

Nach der Unterredung mit dem Arzt saß Frigga lange sinnend da. Sie konnte nicht begreifen, warum Valentin ein Geheimniß daraus machte, falls er überfallen worden war. War es Jemand, den er nicht mit Namen nennen wollte? Wenn das wäre, warum fürchtete er dann so sehr, daß das Ereigniß berührt wurde.

Gerade während Frigga vergebens nach der Lösung des Räthels suchte, kam Melcer auf sie zu. Er und Valentin hatten eine Unterredung mit dem Fräulein K— gehabt.

Melcer setzte sich zu der Schwester.

— Mein lieber Melcer, was machtest denn Du und Aurenius vor wenigen Tagen auf Vaarnäs? — fragte Frigga. — Der Ball scheint Euch nicht ermüdet zu haben, da Ihr Euch gleich den Tag darauf auf Reisen begabet.

— Wir tanzten ja nicht, — sagte Melcer und trommelte an den Fensterscheiben.

— Das war keine Antwort auf meine Frage ob . . . .

— . . . . Beabsichtigen der Herr Graf den Ball am Neujahrstage zu besuchen? — fiel Valentin ein und wandte sich plötzlich weg von Fräulein K— und ging hin zu den beiden Geschwistern.

— Ich werde wohl gezwungen sein es zu thun, — antwortete Melcer, — sonst bliebe ich am liebsten zu Hause.

— Ich würde für das letztere stimmen, — meinte Valentin.

— Und warum? — fragte Frigga.

— Weil der Graf kein Freund von großen Gesellschaften ist. Außerdem streitet es gegen die persönliche Freiheit, daß man sich eine nutzlose Plage auferlegt. . .

— So kommt es mir auch vor, — sagte Melcer, und stützte den Kopf auf die Hand; — aber was fragtest Du nach Vaarnäs? — fügte er hinzu, indem er sich an Frigga wandte.

— Fräulein wünschten zu wissen, ob wir bald dahin zu gehen beabsichtigen? — sagte Vatentin.

— Es hat sich bestimmt etwas Besonderes auf Vaarnäs zugetragen, weil Aurenius nicht haben will, daß man von dem letzten Besuch dort spreche, — dachte Frigga. — Ich muß darüber im Klaren sein, was das gewesen ist.

Melcer sprach davon, daß er viel lieber am Neujahrstage nach Vaarnäs führe, als zum Baron T—s und Valentin war derselben Meinung.

Als Frigga merkte, daß Valentin bestimmt wollte, daß Melcer nicht nach Lenby reise, sagte sie:

— Lieber Melcer, kümmere Dich nicht um den Ball, wenn Du kein Vergnügen daran hast.

— Wenn der Graf nicht hinfährt, dann bleibe ich auch zu Hause, — sagte Valentin.

Frigga that Alles, um Melcer zu vermögen nicht mitzureisen und die Folge der Berathschlagung war, daß er mit sichtlicher Befriedigung erklärte, daß, da Frigga dafür stimmte, daß er seinem eigenen Kopfe folgen solle, so könnte er es mit Beruhigung thun. Frigga pflegte nie etwas zu befürworten, was ihrem Vater mißfallen konnte.

Melcer sprach dann davon, wie unangenehm ihm die Tage wären, so lange das Haus voll Fremden sei, und sagte, daß er sich nach Ruhe und Stille sehne.

Am Neujahrstage wandte sich Lilie, welche seit dem Gespräch über das Kopfweh, nicht direkt Valentin angeredet hatte, an ihn und sagte:

— Der Herr Lieutenant gehen wohl mit nach Lenby heute Abend?

— Nein, Madame, Graf Melcer und ich bleiben zu Hause.

— Und der Grund?

— Weil wir als Nichttänzer gern davon bleiben können.

Als Alle fertig waren zum Abfahren, kam Lilie's Kammerjungfer mit einem Gruß von der Gräfin, daß sie sich so unwohl befinde, daß sie beschlossen habe, zu Hause zu bleiben.

Gräfin Harthon sah unangenehm überrascht aus.

Nachdem Alle abgereist waren, finden wir Melcer und Valentin unten in des letzteren Wohnung.

Aurenius lag auf einem Sopha und rauchte Cigarren. Man konnte an seinem Gesichte sehen, daß er sich an Körper und Seele müde fühle; aber trozdem verließen seine Augen Melcer nicht, welcher sehr unruhig war.

Einen Augenblick dehnte er sich in dem Fauteuil, im andern sprang er auf und ging auf und ab im Zimmer, im dritten sah er nach seiner Uhr, oder stand an einem der Fenster und trommelte an den Scheiben.

So war eine Stunde nach der Abfahrt der Ballgäste verstrichen, als Melcer plötzlich erklärte, daß er Willens sei, nachzureisen.

Valentin antwortete ruhig:

— Ich fürchte, daß es etwas spät wird, und daß Graf Harthon des Grafen Auftreten weniger passend finden wird, weil Sie erklärt haben, daß Ihr Ausbleiben eine Folge von Unwohlsein sei.

— Aber die Französin ist nicht dort, — sagte Melcer, — und dann könnte es vielleicht amüsant werden. Ich bin seit meiner Rückkehr in die Heimath nicht auf Lenby gewesen.

Nach einer Pause fügte er hinzu:

— Ich weiß nicht, was ich darum geben möchte, daß wir die Lilie los wären.

Melcer rieb sich die Stirne.

In demselben Augenblick trat Lilie's Kammerjungfer mit einem kleinen Brief in der Hand bei Valentin ein und übergab ihm denselben.

Valentin nahm ihn entgegen und fragte:

— Soll eine Antwort darauf?

— Das hat die Gräfin nicht gesagt.

— Wenn das ist, so werde ich zu der Gräfin hinaufschicken.

Das Mädchen ging und Valentin legte das elegante Billet auf den Tisch; dann wandte er sich an Melcer und sagte:

— Werden der Graf nach Lenby reisen?

— Nein, ich bleibe hier. Aus freien Stücken thue ich nichts, was meinem Vater mißfallen könnte. — Melcer setzte sich neben Valentin und fügte hinzu:

— Will der Herr Lieutenant nicht den Brief der Gräfin lesen?

— Ja; aber ich möchte erst wissen, was der Graf beschlossen hat.

— Sollte mein Entschluß irgend einen Einfluß auf die Antwort an die Gräfin haben? — fragte Melcer.

— Nicht im Geringsten; denn wenn der Graf abgereist wären, so hätte ich nachfolgen müssen.

— Das sehe ich nicht ein.

— Ich bin ja nur hier des Grafen wegen geblieben, — sagte Valentin.

— Ich fing an zu glauben, daß der Lieutenant es der Gräfin wegen that.

Melcer richtete einen langen Blick auf Valentin, welcher, ohne die Frage zu beantworten, den Brief erbrach. Als er denselben durchblickt hatte, klingelte er dem Bedienten und befahl ihm, zu Gräfin Eldau's Kammerjungfer hinaufzugehen und ihr zu

sagen, daß das Buch, welches die Gräfin wünsche, ausgeliehen sei.

Melcer fing wieder an auf- und abzugehen. Dann blieb er stehen und rief:

— Sie sind Schuld daran, daß sie hierhergekommen, daß ich täglich dieses Gesicht vor den Augen haben und diese Stimme hören muß, welche mich an Moulins Tochter erinnert, an dieses arme Kind, das ich vaterlos gemacht habe.

Das Aussehen des Grafen war bewegt; die Hände ballten sich krampfshaft.

Valentin stand hastig auf und stellte sich gerade vor Melcer; er blickte ihm ins Gesicht und sagte mit Nachdruck:

— Nicht diesen Ton! Der Graf müssen ruhig sein. Ich habe ja gesagt, daß die Gräfin Eldau in wenigen Tagen abreisen wird.

Einen Augenblick stand Melcer unbeweglich, reichte dann Valentin die Hand und sagte ganz nachgiebig;

— Ich werde ruhig sein.

Etwas später begleitete Valentin ihn auf seine Zimmer.

Als Melcer zur Ruhe gegangen war, gab Aurenius seinem Kammerdiener einige Verhaltungsmaßregeln, und erst als der junge Graf im tiefen Schlafe lag, ging Valentin zurück in seine Wohnung.

Ganz ermattet warf er sich aufs Sopha und murmelte:

— Ich werde nicht im Stande sein, dem Unglück vorzubeugen. Lilie kann sich nicht so schnell entfernen als nöthig wäre, und meine Macht über ihn reicht

nicht mehr aus, das beweist das Ereigniß auf Vaarnäs.

— Schon morgen wünsche ich ihn mit nach Stenby bringen zu können; aber jetzt muß ich erst mit ihr sprechen, um sie zu bewegen, von hier abzureisen. Vielleicht, daß es gelingt, den Ausbruch zu verhindern, welcher sonst kommen wird. O, daß ich so entsetzlich ohnmächtig sein muß!

Auf dem Balle bei Baron T—s hatten ein paar geschäftige Personen einander mitgetheilt, daß vor einigen Tagen ein heftiger Wortwechsel zwischen Graf Melcer und Lieutenant Aurenius auf Vaarnäs stattgefunden hätte, bei welcher Gelegenheit letzterer sich gegen den Grafen vergangen.

Als Ursache wurde Gräfin Eldau angegeben, welcher beide junge Männer die Cour machen sollten.

Man wagte sich zwar nicht an die Harthon'sche Familie mit diesem Gerücht; aber man fragte nach Lilie, Melcer und Aurenius auf eine Weise, welche Gräfin Harthon und Frigga ganz besonders auffiel.

Der Graf beantwortete die Fragen, ohne auf den Ton Acht zu geben, in welchem sie gemacht wurden.

Es hatte indessen die Kräfte der Mittheilsamen überstiegen, das, was sie gehört, bei sich zu behalten, und deßhalb ging die Nachricht von Einem zum Andern, und im Laufe einiger Stunden war sie allen Gästen des Baron T—s bekannt.

Jeder machte jetzt seine Reflexionen und fügte sie dem bei, was das Gerücht verkündigt.

Valentin, der gerade kein Günstling der Vornehmen der Gegend war, wurde aus Herzensgrund verläumdet; man verbreitete sich über ihn und seinen unverschämten Hochmuth mit wirklichem Vergnügen. Ja, man hatte eine ordentliche Genugthuung, als man sich erinnerte, daß er während des Gottesdienstes am Sonntag bleich und niedergeschlagen ausgesehen.

Ein Jeder, welcher in der Kirche gewesen, war überzeugt, daß es sich so verhielt, und man betrachtete es als ausgemacht, daß er, nach dem, was zwischen dem Verwalter und dem Grafen vorgefallen, nicht lange seine Stelle bei Graf Harthon behalten würde.

Was man sich nicht geneigt fühlte, der gräflichen Familie mitzutheilen, sprach man indessen bei Baron X—, Fräulein X— und der Familie des Hofmarschalls aus, alles in der schönen Erwartung, daß es auf diese Weise Graf Harthon zu Ohren kommen, und es ihm unmöglich machen würde, Valentin zu behalten.

Gewiß protestirten der Baron und Alle, welche auf Liungbro verweilten, gegen das Gerücht, und erklärten, daß das Verhältniß zwischen dem Lieutenant und dem jungen Grafen ein ausgezeichnet gutes sei, und daß sie unzertrennlich wären.

Man glaubte nicht daran, sondern erklärte, daß auf Vaarnäs etwas Unangenehmes zwischen ihnen vorgefallen sei.

Auf dem Heimwege vom Balle fuhren Baron X— und Frigga zusammen.

Er theilte ihr das wahnsinnige Gerücht mit, während er darüber lachte.

Frigga hörte ihn schweigend an. Sie sammelte Alles in Gedanken zusammen, was seit der Fahrt nach Vaarnäs vorgefallen und wurde in ihrem bereits geschöpften Verdachte bestärkt, daß etwas vorgefallen sei, wobei Melcer die Hauptrolle gespielt.

Diese Nacht machte Frigga kein Auge zu. Sie wurde von einer entsetzlichen Angst beherrscht. Dieses peinliche Gefühl, welches dann entsteht, wenn man die Ereignisse, die sich um uns her entwickeln, nicht zu entwirren vermag, jagte den Schlaf von ihren Augen und den Frieden aus ihrer Seele.

Unaufhörlich hallten die Worte des Doctors wieder:

— „Aurenius ist mit irgend einer scharfgeschliffenen Waffe verwundet worden."

— Aber von wem? — fragte sie sich selbst.

Der Morgen kam und mit ihm der feste Entschluß Friggas, Vormittags Alles zu erfahren und nach Vaarnäs zu fahren, um herauszufinden, welchen Grund das Gerücht habe. Daß es von dort ausgegangen und zwar von Jemanden unter den Dienstboten, sah sie klar ein.

Als Frigga nach dieser schlaflosen Nacht ihre Zimmer verließ, um sich vor dem Frühstück durch eine Morgenpromenade zu erfrischen, wurde sie auf der Treppe durch Valentins Stimme aufgehalten, welche folgende Worte aussprach:

— Uebergeben Sie der Gräfin den Brief vor dem Frühstück! Darauf hörte Frigga wie er sich entfernte. Als sie in den Corridor des ersten Stockes

herunterkam, sah sie Lilie's Kammerjungfer mit einem Brief in der Hand zu ihrer Herrin hineingehen.

Dieser Anblick machte einen unangenehmen Eindruck auf Frigga. Ein leichtes Zusammenziehen der Augenbrauen und ein plötzliches Zurückwerfen des Kopfes bewiesen, daß ein unangenehmes Gefühl durch ihre Seele drang.

Beim Frühstück wurde Friggas Plan, nach Vaarnäs zu führen, zu nichte gemacht, da die Gäste auf Liungbro, welche bereits den nächsten Tag abzureisen gedachten, durchaus eine Fahrt nach einem historisch merkwürdigen Punkt, welcher in der Nachbarschaft lag, zu machen wünschten.

Der höfliche Wirth hatte in Folge dessen eine kleine Schlittenpartie arangirt. Man sollte den Vormittag wegfahren und Mittags wieder zu Hause sein.

Als die Rede davon war, wer mitgehen sollte, erklärte Lilie, daß sie zu Hause zu bleiben wünsche, weil es kalt sei.

Valentin war beschäftigt und mußte auf das Vergnügen verzichten.

Graf Melcer hatte sich ganz früh am Morgen nach dem Pfarrhofe begeben, so daß auch er ausgeschlossen wurde.

Alle Uebrigen, sowohl Alte wie Junge, waren für den kleinen Ausflug, den man gerade für sehr passend hielt, um sich nach dem Balle zu erholen.

Mademoiselle Dorbineau hatte, als sie hörte, daß Valentin und Lilie nicht mitfuhren, auch beschlossen, zu Hause zu bleiben.

Es schien ihr, daß es ziemlich sonderbar sei, daß sie jetzt das zweite Mal allein auf Liungbro bleiben

sollten, während alle Anderen sich fortbegaben. Das sah nicht natürlich aus. Aurora mußte im Klaren darüber sein, ob nicht unter Lilie's Furcht vor der Kälte und Valentins Abhaltung eine Intrigue versteckt sei.

Eine Französin, sie mag einen so herrlichen Charakter haben wie sie will, hat immer Augen und Sinn für Intriguen. Sie spürt sie dann, wenn eine Schwedin nicht den allergeringsten Verdacht fassen würde, und wird sofort von einem unwiderstehlichen Verlangen ergriffen, durch irgend eine kleine Gegenintrigue das herauszufinden, dem sie auf der Spur zu sein glaubt.

Mamsell Dorbineau mit ihrem scharfen Verstand und ungewöhnlich guten Herzen, war nichtsdestoweniger Französin. Wäre Lilie auch eine ganz fremde Person gewesen, so hätte Aurora dem Vergnügen doch nicht widerstehen können, es auszuforschen, ob ihr Verdacht begründet sei; wie viel mehr jetzt, wo sie sich für verpflichtet hielt, über den früheren Zögling ihrer Schwester zu wachen.

Als deßhalb alle Theilnehmer an der Schlittenpartie sich wegbegeben hatten, faßte Aurora Posto hinter den Gardinen in einem der Salonfenster. Von dort aus konnte sie Jeden sehen, welcher über den Hof in das Flügelgebäude eintrat. Sie hatte auch die Augen scharf auf den kleinen Flügel gerichtet, welcher gerade gegenüber lag; aber vergebens spähte sie darnach, daß Jemand von dort herauskommen sollte.

Nachdem sie eine Stunde gewartet, sah sie Valentin die große Allee hinauffahren und vor dem

kleinen Gebäude anhalten, wo er ausstieg, worauf sein Schlitten wieder weggefahren wurde.

In demselben Augenblick hörte Aurora Schritte im Vorgemach.

Unsere bedachtsame Französin zog sich ganz leise zurück ins Kabinet. Sie hatte sich kaum hinter eine der Thüren verstecken können, bevor Lilie in den Salon eintrat und sich in einen der Sophas niederließ.

— Es ist also hier, wo Du warten sollst, — dachte Aurora.

Einige Minuten später trat in der That Valentin ein. Sein Aussehen war kalt und ernst.

— Der Mensch da hat eine eigene Miene, wenn er verliebt aussehen soll, — fuhr Aurora in Gedanken fort.

Wir überlassen es Mamsell Dorbineau, zu lauschen und ihre Betrachtungen anzustellen, und begnügen uns statt dessen damit, die Scene zwischen Lilie und Valentin zu beschreiben.

— Das Erste, worum ich Sie bitten muß, ist, daß Sie mir nicht zürnen wegen meiner Dreistigkeit, eine Unterredung von Ihnen begehrt zu haben, Madame, — sagte Valentin und setzte sich auf einen Stuhl in einiger Entfernung von Lilie.

Valentin's Stimme tönte klar und kalt wie der Klang von Metall. Die französische Sprache lautete hart aus seinem Munde.

— Ich kann unmöglich über Etwas zürnen, wozu ich selber die Veranlassung gegeben, — antwortete Lilie lächelnd. — In dem Billet, welches ich Ihnen gestern Abend schickte, gab ich meinen Wunsch zu er-

kennen, eine Unterredung mit Ihnen zu haben. Unser früheres Verhältniß macht, daß eine solche nothwendig stattfinden mußte.

— Möglich, daß Sie Recht haben, Madame, obgleich ich unsere gegenseitige Lage anders auffasse. Wenn mich die Nothwendigkeit nicht dazu gezwungen hätte, würde ich nie die Gunst von Ihnen begehrt haben, welche Sie mir jetzt gewähren. Ich würde mich nie erinnert haben, daß die Gräfin Eldau und Lilie de Maillé ein und dieselbe Person gewesen.

— Nicht! — brach Lilie aus. — Ah, Monsieur, wissen Sie wohl, was Sie damit gesagt haben? Ja, daß das Gefühl, welches Sie einst für die Letztere genährt . . . .

— Unmöglich auf die Erstere übertragen werden konnte, — unterbrach sie Valentin ernst.

— O, mein Gott, was ist es, das Sie auszusprechen wagen! — rief Lilie und fuhr auf.

— Die Wahrheit, — antwortete Valentin.

Lilie lehnte sich zurück in das Sopha und brach in heftiges Weinen aus. Sie barg ihr Gesicht im Taschentuch und bemerkte schluchzend:

— Sie haben also auf eine abscheuliche und treulose Weise mit meinem Herzen gespielt. Nachdem es Ihnen gelungen war, es zu erobern, um eine Laune zu befriedigen, warfen Sie es von sich mit einer Grausamkeit sonder gleichen und flohen triumphirend von dannen, meinen Frieden, mein Glück und alle meine Hoffnungen mit sich nehmend.

Sie erhob rasch ihren Kopf und fügte mit Heftigkeit hinzu:

— Nachdem Sie Ihr Bild auf eine unauslösch-

liche Weise meiner Seele eingeprägt, überlassen Sie mich einer Zukunft voller Noth und Verzweiflung. — Sie wissen nicht, wie schrecklich viel Böses Sie mir gethan, und wie verliebt in Sie ich war und bin! Um in Ihr Vaterland zu kommen, um Sie wiederzusehen, wurde ich die Gattin Eldau's; — und jetzt . . . .

Das Schluchzen erstickte Lilie's Stimme. Sie lehnte den Kopf an eines der Sophakissen und weinte wie ein verzärteltes Kind, dem man irgend ein liebes Kleinod genommen.

Valentin saß unbeweglich während dieses Sturmes von Klagen, welche die Worte Lilie's enthielten. Ein paar Mal wechselte er die Farbe; aber sein Auge, welches auf Lilie ruhte, war ernst und ruhig. Als sie, von Thränen erstickt, schwieg, sagte er:

— Und jetzt wünscht der aufrichtigste Freund der Gräfin Eldau, an sie zu reden.

Valentin ergriff eine von Lilie's Händen und fügte mit einer unbeschreiblich milden Stimme hinzu:

— Wenn ich Ihnen einst sehr lieb gewesen, so beweisen Sie es dadurch, daß Sie mich mit Ruhe anhören! Die Rechnung, welche Sie und ich heute mit einander abmachen sollen, wird Ihnen beweisen, daß ich nie treulos gehandelt, noch jemals dazu kommen kann, treulos zu handeln gegen Diejenige, welche meine erste Liebe war. Es ist jetzt nicht der Augenblick dazu, zu wiederholen, wie diese Liebe gewesen. Sie wissen es, und müssen auch die Macht derselben über meine Seele begreifen, da sie mich untreu gegen meine eigene Ueberzeugung machte. —

Ich liebte Sie und ich vergaß jene. — Siehe da den Fehler, den ich abzubitten habe.

Er führte Lilie's Hand an seine Lippen und fügte hinzu:

— Dies war vor einer Zeit, welche dahin ist, und nicht mehr uns angehört; jetzt an die Gegenwart.

— Von dieser ist wohl nichts zu sagen. Sie haben erklärt, daß . . . .

— Daß ich Ihr Freund bin und das werden Sie auch nothwendig selbst anerkennen.

— Nein, das werde ich nie, — rief Lilie. — Sie werden mich unmöglich die Wunde vergessen machen, welche Sie mir zugefügt, und mich eben so wenig überzeugen können, daß Sie Freundschaft für Diejenige hegen, welche Sie so sehr übervortheilt haben.

— Wenn ich nicht Freundschaft für Sie gehabt, Madame, würde ich Sie heute nicht um diese Unterredung gebeten haben, — sagte Valentin in verändertem Ton. Das Milde und Freundliche in der Stimme war verschwunden.

Lilie blickte fast erschrocken zu ihm auf.

Als er ihre Hand küßte und von dem Gefühle sprach, das er für sie gehegt, glaubte Lilie sich in frühere Zeiten versetzt.

Sie hoffte, daß ihre Zweifel an seine Freundschaft einige herzliche Versicherungen hervorrufen würden; etwas, womit Sie Ihrer Einbildung schmeicheln und sich über das trösten konnte, was er gesagt. Aber statt dessen war er unfreundlich, kalt und sah streng aus.

Wie alle Menschen von großer Eigenliebe und

bestimmtem Willen, machte Valentin darauf Anspruch, daß man seinen Worten unbedingt glauben sollte. Jeder Zweifel daran wirkte unangenehm und verstimmte ihn.

Wenn dies im Allgemeinen der Fall war, wie viel mehr dann, wenn ein solcher von derjenigen ausgesprochen wurde, die er zu lieben aufgehört.

Gegen kein Wesen beträgt sich ein Mann so unverträglich, wie gegen das Weib, dem er einst seine Liebe geschenkt, die aber später abgekühlt worden.

Valentin mit allen seinen guten Eigenschaften machte keine Ausnahme von dieser Regel, und Lilie hätte voraussehen sollen, daß sie gerade in ihm einen strengeren Richter haben würde.

Unglücklich das Weib, welches die Erinnerung an eine Neigung aufzufrischen sucht, an die der Mann nicht erinnert sein mag! Sie kann sicher sein, daß er auf eine ungebildete Weise ihr zeigen wird, daß s i e das vergessen muß, was er bereits vergessen.

Zu Valentin's Ruhm muß man jedoch sagen, daß wenn er Lilie noch liebte, es trotzdem nie passiren könnte, daß er sich ihr genähert oder auf irgend eine Weise das zärtliche Verhältniß wieder angeknüpft hätte, seit sie die Frau eines Andern geworden; dazu hatte er zu strenge Rechtsbegriffe.

Aber wir haben die Redenden viel zu lange verlassen, laßt uns deßhalb zu ihnen zurückkehren.

Ohne die verstörte Miene Lilie's zu beachten, fuhr Valentin fort:

— Ich muß bitten, daß Sie erlauben, daß wir dieses Thema verlassen. Sie können nicht bezweifeln, daß ich Ihr Freund bin, und darum brauche ich nicht

Versicherungen zu verschwenden, denen sie nicht trauen werden, da Sie beschlossen haben zu zweifeln.

Valentin zog aus der Brieftasche einen kleinen eleganten Brief und sagte:

— Als ich Sie heute um diese Unterredung ersuchte, wurde ich dazu durch viele Gründe veranlaßt. Mein wahres Interesse für Ihre Zukunft gebietet mir, Ihnen dieses zu übergeben.

Er legte den Brief auf den Tisch vor Lilie und fuhr dann in einem milderen Ton fort:

— Der Inhalt weckte bei mir ein Gefühl, gleich demjenigen, das ein Vater haben muß, wenn er sein Kind am Rande eines Abgrundes erblickt. Er sieht ein, daß das Kind um jeden Preis gerettet werden muß, daß es nicht hineinstürze. — Sie sind schön, Sie sind einnehmend, Madame, und wenn meine Achtung und Ergebenheit für Sie minder stark gewesen wäre, so hätte dieser Brief mich leicht vergessen machen können, daß sie Graf Eldau's Gattin sind. Jetzt hat die Erinnerung an Lilie de Maillé Sie gerettet. — Nehmen Sie diesen Brief zurück, Gräfin, ich habe dessen Inhalt vergessen.

Obgleich bis in ihre Seele ein Kind, so fühlte doch Lilie tief, daß Valentin's Worte eine scharfe Zurechtweisung enthielten, die wie zerschmetternd wirkte. — Es war nicht der Aerger, nicht heftiger Unwille darüber, sich in ihren Wünschen getäuscht zu haben, welcher jetzt Lilie beherrschte; sondern es war eine so bittere Demüthigung, daß sie dafür keine Klagen oder Thränen hatte.

Sie beugte ihren Kopf und verbarg das Angesicht in den Händen.

Es lag etwas schmerzlich rührendes in dieser Bewegung.

Während eines Augenblicks Schweigen betrachtete Valentin sie mit einem Blick, so voll von Theilnahme, daß derselbe sie getröstet haben würde, wenn sie ihn gesehen.

Nach einer Weile hob er wieder an:

— Lassen Sie mich das Bild vom Vater und Kind fortsetzen. Dem Ersteren ist es gelungen, das Kind vom Rande des Abgrundes zu entfernen; aber er ist nicht immer an dessen Seite, es muß ihm deßhalb eine Warnung für die Zukunft sein, daß es sich nicht dem jähen Abhang nähere, wenn die Augen des Vaters ihm nicht folgen können.

— Valentin, Sie gehen zu weit! — stammelte Lilie.

— Nein, Lilie, — eines Tages werden Sie mir danken, — sagte Valentin mit Wärme. — Was ich jetzt hinzuzufügen gedenke, ist die Mittheilung von Etwas, was sich in Ihrer eigenen Familie zugetragen. Besser als Rathschläge und Warnungen muß dieses gegen die Nachgiebigkeit der Leidenschaft gegenüber reden. — Sie sind jung von Jahren und noch jünger an der Seele. — Sie sind schön und gehören zu den Schoßkindern des Ranges. Die Versuchung, der Macht des Gefühls zu gehorchen, wird deßhalb groß werden und Sie werden nicht immer Männer mit meinen Grundsätzen treffen. Ich wäre nicht Ihr Freund, wenn ich jetzt, aus Furcht Sie zu verletzen, es unterlassen würde, Ihnen zu zeigen, wie gefährlich es ist, mit dem Feuer des Herzens zu spielen. Ich werde Ihnen deßhalb eine Episode aus dem Leben

Ihrer Familie mittheilen. Wie ich sie kennen gelernt, kann gleichgültig sein; genug, wahr ist sie.

— Cäsarine Saint Mornoir, spätere Marquisin de Maillé, faßte ganz jung eine heftige Liebe zu Mirabeau; aber da der geistreiche Mann von Frankreichs hohem Adel keineswegs für würdig zu einer Verbindung mit ihr gehalten wurde, so konnte von einer Partie zwischen Graf Saint Mornoirs Tochter und dem „adeligen Plebejer" keine Rede sein.

Statt dessen wurde Cäsarine auf Befehl des Vaters mit Ihrem Großvater verheirathet.

Kurz nach der Heirath ging der Marquis als Ambassadör nach irgend einem ausländischen Hof. Die junge Frau blieb zurück auf dem Schlosse Maillé.

Das Schicksal fügte es so, daß sie und Mirabeau einander wiedersahen.

Nach ihrem ersten Zusammentreffen schrieb Cäsarine ein Billet an Mirabeau. Sie sprach darin ihren Wunsch aus, eine Unterredung mit ihm zu haben.

Mirabeau folgte der Einladung; — aber weniger streng in seinen Begriffen von Ehre und Pflicht als ausgezeichnet an Geist, vergaß er, daß Cäsarine die Frau eines Andern war. Er verweilte in ihrer Nachbarschaft eine Woche nach der andern, bis eines schönen Tages der Marquis plötzlich zurückkehrte.

Bei seinem unvermutheten Auftreten reiste Mirabeau ab, ohne sich darnach zu erkundigen, was sich auf dem Schlosse zutrage, — wo die erschütterndsten Scenen stattfanden.

Der Marquis war von einem ihm ergebenen Diener, welchen er auf dem Schloß zurückgelassen, von seiner Frau heimlichen Zusammenkünften mit

Mirabeau unterrichtet nnd ihm selbst ein Billet zugesandt worden, welches der Diener aufgeschnappt hatte und das von der Marquisin an Mirabeau gerichtet war.

Nur die Achtung vor Cäsarine's Eltern vermochte den gereizten nnd beleidigten Gatten, nicht öffentlich Scandal zu machen.

Nach den größten häuslichen Stürmen war der Marquis genöthigt, seine Frau wieder zu verlassen; aber weil er ihr nicht mehr traute, so wurde es zur Bedingung seiner Vergebung gemacht, daß sie während seiner Abwesenheit sich in einem Kloster aufhalten solle.

Er selbst brachte sie in eins, in welchem seine Tante Aebtissin war. Nachdem er seine unglückliche Frau der Obhut der strengen Frau übergeben, reiste der Marquis aufs Neue ab.

Ins Kloster wurde Cäsarine von einer Dame begleitet, welche ihre Lehrerin gewesen, und aus einer unbedeutenden adeligen Familie Namens d'Escare abstammte.

Einige Monate nach Cäsarinens Ankunft im Kloster verließ Mademoiselle d'Escare dasselbe und führte einen Säugling weiblichen Geschlechts mit sich.

Kurz darauf erhielt Mirabeau einen Brief folgenden Inhalts:

„Cesarine's Tochter ist Madame Matthieu, wohnhaft * * *— anvertraut. Lassen Sie sie gut erziehen. Sie heißt Sophie d'Escare."

Ich will Ihnen die Schilderung aller der Leiden ersparen, welche Cäsarine während ihres dreijährigen Aufenthalts im Kloster von des Marquis Tante erdulden mußte.

Als Marquis de Maillé nach Verlauf dieser Zeit sie endlich wieder abholte und seine junge, schöne Frau zu Hofe brachte, war von der früheren heißblütigen, unbedachtsamen Cäsarine auch nicht ein Schatten übrig.

Das Leiden hatte ihre Seele verhärtet und sie trat wieder in die Welt hinaus als eine kalte stolze Egoistin, welche nur ein einziges warmes Gefühl in ihrem Herzen hatte, und das war die Liebe zu ihrem Kinde, von welchem sie getrennt bleiben mußte und bei welchem zu sein ihre größte Freude gewesen sein würde.

Im Jahr nach der Wiedervereinigung mit ihrem Manne wurde Ihr Vater geboren.

Ihre Großmutter wurde aus aristokratischem Interesse eine der Freundinnen Marie Antoinettes und in alle Intriguen, welche der Hof spann, um der Volksbewegung entgegenzuwirken, hineingezogen.

Während sie an denselben wirksamen Antheil nahm, trat Mirabeau auf, um mit seinem Geist gleich dem Blitz die Finsterniß am politischen Himmel aufzuhellen und das Volk durch seine Beredtsamkeit hinzureißen.

Er, der einzige Mann, den sie liebte, wurde ihr Gegner.

Unglücklich in ihrer Ehe, da der Mann ihr nie den Fehler, welchen sie begangen, verzeihen konnte, war sie auch als Mutter unglücklich; denn außerdem, daß sie ihr liebstes Kind verleugnen mußte, hielt sie der Marquis von ihrem Sohne getrennt.

Der Mann hielt sie nicht für würdig, seinen Sohn zu erziehen.

Unglücklich war sie auch als Weib, denn sie besaß nicht Achtung vor sich selber: sie war daneben unglücklich in Allem, was sie unternahm. Ja, selbst der Fall der Fürstin, an welche sie ihr Interesse geknüpft, wurde für die Marquisin unglücklich. Sie starb in Folge dessen, von einigen dem Pöbel angehörigen Banditen niedergestochen und athmete ihren letzten Seufzer in einem Thorweg aus, von all den Ihrigen getrennt.

Madame, die Vorsehung hat sie auf eine ernste Weise ihren Fehltritt entgelten lassen. Nicht genug damit, sondern Alles, was sie hatte thun wollen, um dieselbe zu versöhnen, blieb ohne Nutzen für das Kind, dessen Schicksal ihr am meisten am Herzen lag.

Ihr Vater hat Sophie d'Escare nicht wiederfinden können und welches Loos der Tochter der Marquisin zu Theil geworden, ist somit unbekannt geblieben.

Valentin stand auf und fügte hinzu:

— Nun, Madame, bin ich fertig. — Die Moral von der Geschichte Ihrer Großmutter ergiebt sich von selbst. — Ich will nur noch hinzufügen:

Das Gerücht, dieses unsichtbare, aber furchtbare Etwas, flüstert schon davon, daß Sie nach Liungbro gekommen sind, um ein altes Verhältniß aufzufrischen. — Ach, es gehört so wenig dazu, einen Schatten auf das reinste Weib zu werfen, und darum müssen Sie oder ich Liungbro verlasien. — Meine Ehre und mein Gewissen verbieten mir es, zu bleiben, und

einem Geschwätz Nahrung zu geben, welches für Sie verletzend und für Graf Eldau beleidigend ist.

Lilie konnte nicht antworten; denn Aurora trat plötzlich in den Salon.

Einige Minuten darauf hörte man Schellenklang. — Die Gesellschaft war von ihrem Ausfluge zurückgekehrt.

Als man nach dem Ausziehen der Pelze in den Salon eintrat, fand man dort Lilie, Valentin und Aurora.

Friggas Aussehen war fast hochmüthig, als sie Valentin sah. Die Verbeugung des Kopfes, womit sie seinen Gruß erwiederte, war ganz stolz.

Valentin schien nicht darauf Acht zu geben, sondern begegnete ganz ruhig den strengen Blicken Frigga's.

Beim Mittagstisch theilte Lilie mit, daß sie es mit Graf O—s verabredet habe, gleichzeitig mit ihnen Liungbro zu verlassen und nach Stockholm zurückzukehren.

Während sie dies sagte, wechselte Lilie unaufhörlich die Farbe und richtete ganz unwillkürlich ihre Augen auf Valentin. Sie begegnete seinen Blicken und der Ausdruck von Beifall, welcher darin zu lesen war, erfüllte Lilies Herz für den Augenblick mit wirklicher Freude.

Wir sagen, für den Augenblick, weil dieses Gefühl von kurzer Dauer war.

Nach der Mahlzeit trat Frigga auf Valentin zu, und sagte mit ihrem hübschen Lächeln:

— Ich habe dem Herrn Lieutenant ein Unrecht abzubitten.

— Sagten Fräulein ein? — fragte Valentin.

— Ja, ich habe Ihnen Unrecht gethan und das peinigt mich, so daß ich meinen Fehler abbitten muß.

— Fräulein sind zu gut, — antwortete Valentin; — aber ich gebe die Versicherung, daß jede Abbitte wegen dergleichen Ursachen nicht nöthig ist. Man thut nur demjenigen Unrecht, dessen Handlungen recht zu beurtheilen, man sich nicht Zeit gibt und es scheint in der That Fräulein schwer zu fallen, die meinigen zu verstehen. Sie sind nichtsdestoweniger sehr leicht zu begreifen, weil sie immer den Anforderungen der Ehre entsprechen.

— Herr Lieutenant sind durch mich beleidigt?

— Nein, man wird nicht durch Fräulein beleidigt.

— Aber bös auf mich? — Frigga lächelte.

— Auch das nicht. — Ich fühle blos, daß ich beim Fräulein eine Eigenschaft unterschätzt habe.

— Und welche denn?

— Den Glauben an meine Gewissenhaftigkeit. Sie haben zweimal daran gezweifelt. Das ist zweimal zu viel.

Valentin verbeugte sich und verließ den Salon.

Den Abend brachte er mit Melcer im Pfarrhofe zu. Der junge Graf war den ganzen Tag dort gewesen.

Als Valentin Abends heimkam, fand er einen Brief auf seinem Nachttische liegen.

Er erbrach ihn und las:

„Sie sagten, daß Eines von uns Liungbro verlassen müsse. Sie wissen schon, daß ich es sein werde.

Es würde mir lieb gewesen sein, ein Andenken an Sie mitzunehmen, das meinem Herzen und meiner Phantasie geschmeichelt; aber nein. Sie haben das nicht gewollt. Jetzt reise ich ohne Alles, was meine kranke Seele trösten könnte.

Ich gleiche einem Menschen, dem man Alles geraubt hat.

Sie sind der Räuber. Sie haben mir meines Lebens Frieden genommen, und das Einzige, das Sie mir gelassen, ist die Erinnerung an einen strengen und unerbittlichen Richter, welcher ohne Mitleid, ohne ein Gefühl der Schonung selbst das Urtheil zur Ausführung bringt, das er selbst über das unglückliche Opfer gefällt.

Weder Thränen noch Wehklagen konnten Sie abhalten. Sie drehten mit kaltblütiger Herzlosigkeit den Stahl in der Armen Brust um, ohne ihr irgend einen heilenden Balsam für die Wunde zu reichen.

Sagen Sie mir, mit Ihrer Gerechtigkeitsliebe, begreifen Sie nicht, daß wenn man Alles weggenommen hat, was ein Anderes liebt, man ihm etwas als Ersatz geben muß. — — Man darf nicht auf eine so schonungslose Weise das Leben eines Menschen zu Grunde richten.

Sie haben mir die Geschichte meiner Großmutter mitgetheilt. Sie war traurig und bitter lehrreich. Ich werde nie im Stande sein, die Lection zu vergessen, die Sie mir mittelst derselben gegeben; aber

ich werde ebensowenig begreifen können, wie es möglich war, Sie so zu lieben, wie ich es gethan.

Ihre Cur ist vortrefflich gelungen.

Sie haben mit einem Schlag ein Herz getödtet und von Ihnen besitze ich keine andere Erinnerung, als daß Sie mir einen Schmerz verursacht, welcher so groß ist, daß er mir nicht einmal erlaubt, Ihnen wegen Ihrer streng ehrenhaften Handlungsweise meine Achtung zu schenken.

Und jetzt Lebewohl! — Ich wollte wünschen, daß ich Ihnen danken könnte für das Gute, was Sie haben thun wollen, aber ich kann es nicht; denn das Böse, das Sie mir gethan, ist weit größer. — Ich will versuchen Ihnen zu vergeben und eines Tages Sie zu segnen.

Lilie."

Als Antwort hierauf schrieb Valentin nur:

„Unmöglich kann ich Ihnen all das Gute, das Sie besaßen, geraubt haben, da Ihnen noch das Ziel übrig bleibt, darnach zu streben, Ihren Pflichten als Gattin zu leben.

Ich habe Sie geplündert, um das geplündert, was Ihr Glück ausmachte, sagen Sie. — Mag sein; aber Sie werden es nachher bei Ihrem Manne suchen und finden; davon ist derjenige überzeugt, welcher immer Ihr treuer Freund verbleiben wird.

Valentin Aurenius."

Als Frigga am folgenden Morgen aus ihren Zimmern heraustrat, um ihre gewöhnliche Morgen-

promenade vor dem Frühstück zu machen, begegnete sie Melcer. Er war ebenfalls angezogen, um auszugehen.

— Wo willst Du hin? — fragte der Bruder.

— Hinaus, um frische Luft zu schöpfen, — antwortete Frigga. — Hast Du Lust mitzugehen?

— Gern! dann kann ich ja etwas vom Ball erfahren. Ich habe Dich gestern den ganzen Tag nicht gesehen.

— Nein, Du brachtest ihn im Pfarrhofe zu, — antwortete Frigga und betrachtete den Bruder, der ganz vergnügt aussah.

— Ich hatte dem Propst versprochen, dahin zu kommen.

Als sie in den Hof hinabkamen, fragte Melcer, wohin sie ihren Curs richten sollten.

— Wir machen eine Tour nach dem Dorf, — schlug Frigga vor.

— Nein, ich habe eben eine Idee gefaßt — fiel Melcer ein. — Laßt uns in Deine Thurmkammer hinaufgehen! Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich zuletzt da gewesen bin.

Frigga machte die Einwendung, daß man auf einer solchen Promenade keine frische Luft einathmen würde; aber Melcer meinte, daß das ihnen ja nachher freistände.

Sie nahmen ihren Weg nach dem östlichen Thurm.

Als sie in den gewölbte Eingang eintraten und die Treppe hinaufstiegen, bemerkte Melcer mit ganz und gar veränderter Stimme:

— Ich habe längst gewünscht dort hinaufzusteigen, aber man hat es mir stets verweigert. Jetzt

endlich soll mein Wunsch erfüllt werden. Es kommt mir vor, als wenn ich dort meinen verlorenen Frieden wieder gewinnen sollte. Komm, beeile Dich, Frigga!

Er ergriff rasch den Arm der Schwester. Es lag etwas in seinem Blick, was Frigga beunruhigte. Sie fing an es zu bereuen, daß sie sich hatte überreden lassen, in die Thurmkammer hinaufzugehen; aber Frigga war nicht diejenige, welche der Furcht Eintritt in die Seele gestattete, und darum folgte sie Melcer.

Als sie an der Thurmkammer Friggas, wie einer von den Thurmräumen genannt wurde, wo Frigga ein kleines Museum von Antiquitäten und Curiosa hatte, angekommen waren, wollte sie, daß sie dort hineintreten sollten; aber Melcer sagte:

— Nein höher, höher hinauf muß ich!

Die Schwester suchte ihn zu überreden, zu bleiben, wo sie jetzt waren; aber vergeblich. Er ließ sie los und sagte mit seiner gewöhnlichen Stimme:

— Bleibe hier, wenn Du mir nicht folgen willst.

Jezt stieg er ihr voran die etwas baufälligen Treppen hinauf, welche zu den oberen Regionen des Thurmes führten.

— Ich muß ihm folgen, — dachte Frigga entschlossen. — Was will er da oben?

Sie drückte die Hand fest gegen ihre Brust und mit leichten Tritten, aber Angst im Herzen, folgte sie dem Bruder.

Es war Frigga klar, daß Melcer in diesem Augenblick nicht vollständig bei Sinnen war und

keine Rücksicht auf sie selbst konnte sie vermögen, den Bruder zu verlassen.

— Ach, Du gehst mit? — sagte Melcer und ergriff Friggas Hand als sie an seiner Seite stand.

— Ja, es ist lange her, daß ich da war, und da Du hinaufgehst, so folge ich Dir, um die herrliche Aussicht zu genießen.

— So—o! — war Alles was Melcer antwortete.

Endlich war man oben. Die oberste Spitze des Thurmes bestand in einer mit Steinbatterien versehenen Plattform, welche jetzt mit Schnee bedeckt war.

Melcer trat, ohne darauf Acht zu geben bis an die Brustwehr vor und führte Frigga mit sich.

Das Bild, welches jetzt vor ihren Blicken ausgebreitet lag, hatte in der That etwas im höchsten Grade Fesselndes und mancher Maler würde nichts mehr gewünscht haben, als dasselbe auf die Leinwand übertragen zu können.

So sonderbar und ungeordnet auch Melcers Gedankengang gewesen, so schien ihn doch die Aussicht wieder zur Besinnung zu bringen.

Ueber den Häuptern der beiden Geschwister wölbte sich der tiefblaue Himmel und die Sonne streute über die schneebedeckten Felder eine Unendlichkeit von flimmerndem Glanz. Gegen die von Schneediamanten funkelnden Ufer rollten die Wogen des Meeres, welche der Winter nicht stark genug gewesen war in seine Eisketten zu schlagen. Rechts lag die Kirche, eine Stätte des Friedens, und links die Sägmühle am Fuße eines Wasserfalls.

Ringsum, wo das Auge hinblickte, begegnete es

einer großartigen Natur. Die Aussicht war eine helle und klare. Seine Brust wurde durch einen tiefen Seufzer gehoben, und endlich sagte er, indem er sich an Frigga wandte:

— Wenn ich als Knabe hier stand, fühlte ich mich immer stolz bei dem Gedanken, daß ich ein geborener Graf und Fideicommissär dieser Burg sei; — und jetzt möchte ich wünschen einen andern Namen als den Harthon'schen zu tragen.

Der Stein, welchen er mit der Hand anstieß, lockerte sich und rollte herunter mit einem eigenthümlichen tiefen Schall.

Melcer fuhr zusammen. Im Augenblick verwandelte sich der Ausdruck in seinen Zügen. Der Blick wurde finster; — er wandte sich heftig gegen Frigga und rief:

— Was war das? Hörtest Du den Schrei, des Alten Verwünschung? — Unglückliche, was hast Du gethan. — Du hast ihn begraben unter den niedergestürzten Steinen.

Melcer faßte Frigga um den Leib, knirschte mit den Zähnen voller Raserei und hob sie hoch in die Luft in der deutlichen Absicht, sie über die Brustwehr zu schleudern.

— Elender, hast Du den Alten getödtet, so theile sein Schicksal! — sagte er unheimlich lachend.

— Melcer! — stammelte Frigga.

— Ja, gerade weil Du Melcer bist, mußt Du sterben! — rief der wahnsinnige Bruder.

Frigga schloß die Augen. Ihr Herz stockte Sie erwartete von dem Thurme heruntergestürzt zu wer-

den. Sie hörte einen lauten Schrei; der Griff um ihren Leib ließ nach und — er fiel.

Als Frigga wieder die Augen aufschlug, lag sie auf der Plattform, gleich innerhalb der Brustwehr.

Neben ihr rangen zwei Männer miteinander.

Der Schreck hatte Frigga weder Besinnung noch Geistesgegenwart geraubt. Sie richtete sich rasch auf und sah augenblicklich ein, daß sie nach Hülfe rufen mußte, damit der Kampf, den Valentin jezt mit ihrem Bruder kämpfte, keinen unglücklichen Ausgang nehme.

Den Platz der Streiter zu verlassen schien ihr unmöglich. Sie beugte sich deßhalb über die Barriere, um durch Rufen Entsatz zu verschaffen; aber bei dieser Bewegung sagte Valentin mit Anstrengung:

— Um Gotteswillen, bleiben Sie still und ruhig!

Friggas Lippen schlossen sich. Sie blieb unbeweglich stehen wie eine Bildsäule.

Einige Minuten darauf war der Kampf zu Ende.

Valentin hatte Melcer unter sich gekriegt und während er ihn so hielt, bemerkte er, indem er sich an Frigga wandte:

— Wollen Fräulein jetzt so gut sein und sich entfernen! Gehen Sie hinunter in die Thurmkammer, wir werden gleich nachkommen.

Frigga bewegte sich nicht. Sie schauderte bei dem bloßen Gedanken, Valentin allein mit dem Bruder zu lassen.

— Fräulein Frigga, ich beschwöre Sie, gehen Sie, denn sonst werde ich ihn nie bändigen können! Fürchten Sie nichts, sondern glauben Sie blind an mich.

Frigga entfernte sich; aber wenn es ihr Leben gegolten, hätte sie es doch nicht über sich gebracht, in die Thurmkammer hinabzugehen.

Sie mußte sich überzeugen, daß Valentin kein Unglück passirte, und blieb deßhalb auf der Treppe stehen.

Sowie Frigga fort war, sprang Valentin auf und ließ Melcer volle Freiheit aufzustehen.

— O mein Gott! — was thut er, — dachte Frigga und faltete die Hände.

Von seinem Gegner befreit, stand Melcer langsam und mit sichtbarer Anstrengung auf. Als er sich endlich wieder auf den Beinen und gerade Valentin gegenüber befand, welcher da stand, mit den Armen über die Brust gekreuzt, sagte dieser mit kurzer und bestimmter Stimme:

— Jetzt will ich, daß der Graf heruntergeht. —

Melcers unruhiger und rollender Blick richtete sich auf Valentin. Als er Aurenii Augen begegnete, murmelte er einige unzusammenhängende Worte, strich sich nachher langsam mit den Händen über die Stirne und reichte darauf die eine Valentin indem er stammelte:

— Ich werde Ihnen folgen.

Valentin schüttelte seine Hand und sagte;

— Aber der Graf muß vollkommen ruhig sein. Verstehen der Graf?

— Ich werde ruhig sein, — antwortete Melcer. — Mein Kopf, mein Kopf, o, wie ich leide! — fügte er klagend hinzu.

Valentin nahm ihn unter den Arm und führte ihn zur Treppe.

Frigga schlich mit leichten und raschen Tritten hinunter in die Thurmkammer.

Mit vieler Mühe gelang es Valentin, Melcer herunterzubekommen. Die Schritte des jungen Grafen waren wackelnd und die Treppe baufällig.

Als Valentin endlich Melcer so weit gebracht hatte, daß dieser sich in einem der altmodischen Stühle niederließ, welche sich in Friggas Heiligthum befanden, bat Valentin sie, den Doctor heraufzuschaffen, aber es womöglich so einzurichten, daß Niemand erführe was sich zugetragen.

Melcer sah gänzlich bewußtlos aus.

Frigga eilte zur Thüre, hielt aber dort an. Man sah Spuren von Blut an dem Griff und auf dem Boden.

Sie wandte sich rasch um, und sah dann, daß Valentins ganze rechte Hand mit Blut bedeckt sei.

— Sie bluten! — rief Frigga und sah Valenten an.

Der Ausdruck in diesem Blick verdiente in der That mit Blut erkauft zu werden; aber wäre auch dann nicht hinreichend bezahlt, so viel lag in demselben.

In der nächsten Minute war Frigga verschwunden und Valentin stützte seine bleiche Stirne auf die Lehne des Stuhles, auf welchem ihr Bruder saß.

Eine Stunde darauf sah man Melcer auf Valentins Arm gelehnt sich von dem östlichen Thurm nach den Zimmern des Lieutenants begeben.

Beim Frühstück erschien weder der junge Graf noch Aurenius.

Der letztere hatte dem Grafen sagen lassen, daß

er unpäßlich sei und über das Ausbleiben Melcers hieß es, er sei fortgefahren.

Frigga war bleich wie der Tod und antwortete auf alle Fragen über ihr Befinden, daß sie ein wenig Fieber habe.

Liliens Augen waren roth und zeigten Spuren vergossener Thränen. Der Doctor sah ganz bedenklich aus.

Nach dem Frühstück sollten alle Gäste, welche die Weihnachten auf Liungbro zugebracht, davonreisen. —

Man hatte denn auch außerordentlich viel mit Abschiednehmen, Anziehen von Reisezeug ꝛc. zu thun. Als der letzte Schlitten aus dem Hofe hinausfuhr, seufzte Frigga tief, blickte gen Himmel und flüsterte:

— Meine armen Eltern!

Sie blickte hinein in das Zimmer. Im Sopha saß der Graf und sprach mit der Gräfin.

Bei diesem Anblick rollten die Thränen über Friggas Wangen. Sie wandte sich wieder weg und blickte durch den Thränenschleier nach der untern Wohnung, wo ihr unglücklicher Bruder sich befand.

In demselben Augenblick kam der Propst von dort heraus und nahm seinen Weg nach dem großen Flügel. —

— Jetzt! — dachte Frigga und preßte ihre Hände gegen die gequälte Brust.

— Der Propst bittet um eine Unterredung mit dem Grafen und der Gräfin, — lautete die Stimme des Bedienten an der Thüre.

— Er ist willkommen, — antwortete der Graf.

Was darauf folgte, ist unnöthig zu erwähnen.

Der Propst hatte vom Sohne den traurigen Auftrag bekommen, dem Grafen und der Gräfin mitzutheilen, daß Melcer, in Folge der Verletzung, welche er am Kopfe erhalten, zeitweise an Geistesstörung leide, und daß er jetzt von einem solchen Anfall heimgesucht werde.

Graf Harthon glich einer Broncestatue, so unbeweglich war sein Gesicht, so unerschütterlich seine Haltung, als der Propst mit seiner traurigen Mittheilung zu Ende war.

Friggas Augen hingen an des Vaters edlem Antlitz, welches vom Schmerz gefurcht war, obgleich keine einzige Muskel darin sich bewegte.

Er hatte den Schlag mit unveränderter Haltung getragen; aber in jedem seiner Züge las man, daß derselbe sein Herz getroffen.

Wenn Frigga ihrem Gefühle gefolgt wäre, so hätte sie sich zu den Füßen des Vaters gestürzt.

Der Schmerz der Gräfin — der Mutter — zwingt uns die Feder niederzulegen. Jede Schilderung hieße ihn profaniren.

Die Zeit, welche jetzt folgte, war mehr als traurig, sie war unheimlich.

Valentin hatte gewiß nach O— geschickt, um den tüchtigsten Arzt, den man dort hatte, herbeizuschaffen. Aber die Heilkunde war gegenüber dem Uebel, welches jetzt Melcer an das Bett fesselte, ohnmächtig.

Die Schmerzen in seinem Kopfe waren so gewaltig, daß sie ihn in Raserei versetzten, und um

solchen Ausbrüchen so viel als möglich vorzubeugen, mußte der Doctor zu Opiaten seine Zuflucht nehmen.

Während der ersten Wochen hatte die gräfliche Familie auch nicht den Trost und die Hülfe, welche Valentins Anwesenheit hätte gewähren können, sondern zu der Unruhe über den Sohn kam noch die über Valentin. Er war nämlich in Folge der Verletzung, welche Melcer seinem Arm beigebracht, als sie auf Vaarnäs waren, erkrankt und die Wunde war durch den letzten Kampf wieder aufgegangen.

Der ganze Arm war jetzt stark entzündet, und das daraus entstandene Fieber hielt Valentin für einige Wochen ans Bett gefesselt.

In jedem lichten Augenblick, den Melcer hatte, fragte er nach Valentin und wünschte mit ihm zu sprechen.

Sobald unser Lieutenant sein Zimmer verlassen konnte, nahm er auch seinen Platz am Krankenbette Melcers ein, um seiner zu warten und ihn zu pflegen.

Valentin drang eifrig darauf, daß der Graf an Doctor Levitain in Stockholm schreiben sollte, um ihn wegen Melcer zu consultiren.

Levitain hatte sich vorzugsweise den psychischen Krankheiten gewidmet und war allgemein als besonders geschickt in der Behandlung derselben bekannt.

Auf alle Mahnungen, die Valentin in dieser Sache that, antwortete der Graf:

— Es wird nie geschehen, daß ich das Leben und den Verstand meines Sohnes den Händen eines Juden anvertraue. Ich werde und muß mich

an andere ausgezeichnete Aerzte wenden, und können sie nichts ausrichten, so wird der israelitische Arzt auch nicht glücklicher sein.

Der Graf hatte auch einen Arzt von Kopenhagen und ebenfalls von Stockholm verschrieben; aber sie vermochten ebenso wenig wie früher gerufene.

So war der Winter verstrichen und der Frühling rückte heran, lächelnd und von Hoffnung für denjenigen, der etwas zu hoffen hatte, aber ein bitterer Contrast zu dem Schmerz für denjenigen, dessen Inneres davon zerrissen wurde.

Alle Stunden, die Valentin übrig von Geschäften hatte, brachte er bei dem Kranken zu. Aurenius war derjenige, welchen Melcer am liebsten an seiner Seite sah, wenn er bei Besinnung war, und der Einzige, der Macht über ihn bekommen konnte, wenn er Anfälle von Raserei hatte.

Man war jetzt im Monat Mai.

Eines Abends kehrte Valentin von einem Besuch auf Vaarnäs zurück, den er zu machen genöthigt gewesen.

Er war den ganzen Weg schnell geritten, bis er in Liungbro Wald hineinkam, wo er das Pferd anhielt und Schritt gehen ließ.

Rings um ihn sangen die Vögel ihre Abendchöre.

Der sonst so praktische und von aller krankhaften Schwärmerei freie Valentin schien sich doch jetzt der Poesie gegenwärtiger Stunde zu überlassen. Während einiger Minuten ließ er seinen Blick herumirren über die schöne Natur, die ihn umgab. Die Brust bewegte sich durch einige heftige Athemzüge, und

über die Stirne glitt ein leichter Schatten von Wehmuth.

Auch in die Saiten von Valentins Herz hatte die Sehnsucht gegriffen, und er fühlte vielleicht, wie reich an Freude das Leben sein konnte, aber wie arm es war.

Nur eine kurze Weile überließ er sich diesen Eindrücken; in dem nächsten Augenblick gab er dem Pferde die Sporen und eilte rasch vorwärts, ohne weder nach rechts noch links zu sehen.

Er bemerkte auch nicht, daß seitwärts am Wege ein junges Mädchen saß.

In demselben Augenblick, wo das Pferd an ihr vorbeiflog, stand sie auf und rief:

— Lieutenant Aurenius!" —

Sofort that Valentin einen Ruck in die Zügel. Er richtete seine Blicke auf diejenige, welche ihm zugerufen. Bei ihrem Anblick war er sofort vom Pferde.

— Fräulein, Sie hier! — sagte er. — Es hat sich doch nicht etwas Ungewöhnliches zugetragen, während ich abwesend war? —

Er reichte ihr die Hand, um ihr über den Graben zu helfen.

— Nein, Melcer hat den ganzen Tag im tiefen Schlafe gelegen und darum — —

— Wagten Sie etwas frische Luft zu schöpfen, — fiel Valentin ein und betrachtete mit Theilnahme Friggas bleiches Antlitz.

— Sie sind eine bewunderungswürdige Schwester — fügte er hinzu.

— Bewunderungswürdig darum, weil ich meine

Pflicht thue? — Was soll ich denn von Ihnen sagen? — Frigga lächelte wehmüthig.

— Ich suche sie nur minder schwer für Sie zu machen, und glauben Sie mir, jeder würde es an meiner Stelle thun. —

Frigga schüttelte den Kopf,

— Das bezweifle ich, — sagte sie; — aber es war weder um frische Luft zu schöpfen, noch um von Ihnen und mir zu sprechen, daß ich Melcer verließ, da Sie abwesend waren, sondern weil ich eine Bitte an Sie habe. —

Es wird mir lieb sein, eine jede solche zu erfüllen.

— Dank! — Frigga verneigte ihren Kopf. — Sie haben oft zu meinem Vater gesagt, — hob sie wieder an — daß Sie Doctor Levitain für den Einzigen hielten, welcher etwas Wesentliches für die Wiederherstellung Melcers zu thun vermöchte.

— Das war auch meine Ueberzeugung; aber das Mißtrauen des Grafen zu seiner jüdischen Geburt war Schuld daran, daß der Rath verworfen wurde.

— Ich weiß es und nach einem langen innern Streit mit mir selbst habe ich mich entschlossen, Sie zu bitten, an Doctor Levitain zu schreiben und sein Gutachten einzuholen. Wenn es Unrecht ist, daß ich Sie bitte, diesen Schritt zu thun, trotz dem Willen meines Vaters, so wird der Höchste es mir gewiß verzeihen; denn ich weiß nicht was ich opfern würde, könnte ich meinem Bruder Leben und Gesundheit wieder schenken.

— Glauben Fräulein wirklich, daß ich gewartet, bis ich aufgefordert würde, Alles für Ihren Bruder

zu thun, was in meinen Kräften stand? — Es ist schon mehr als zwei Monate her, daß ich und auch Dr. D— auf mein Verlangen an Levitain geschrieben.

— Hat er keine Antwort gegeben?

— Ja, das hat er, — sagte Valentin und wandte den Kopf weg.

— Aus dem Ton, womit Sie dies sagen, kann ich schließen, daß die Antwort keinen Trost enthält.

Valentin schwieg.

Sie gingen langsam weiter. Dicht hinter ihnen folgte Valentins Pferd.

Mehrere Minuten verliefen, bevor Frigga so viel Gewalt über sich gewann, daß sie eine weitere Frage aussprechen konnte. Schließlich bemerkte sie:

— Bester Lieutenant Aurenius, — sagen Sie mir ehrlich, welches Urtheil Levitain über Melcer gefällt hat. Es kann unmöglich trauriger sein, als es jetzt ist.

— Sagen Sie das nicht, noch hoffen Sie; aber es könnte sein, daß Levitains Antwort Ihnen selbst den Trost rauben würde; und dann wird das Gegenwärtige leichter, als das Vergangene. Hätten seine Worte etwas enthalten, was Sie zu trösten vermöchte, so würden Sie auch die Erste gewesen sein, welche davon in Kennntniß gesezt worden wäre.

— Es gibt indessen zwei Urtheile, welche ein Arzt über meinen Bruder fällen kann; welches von ihnen enthielt sein Brief?

— Das am wenigsten widerliche.

— Also den Tod.

Frigga hielt inne. Sie erbleichte, so daß Valentin ganz erschrocken ihre Hände ergiff und sagte:

— O mein Gott, ist es denn immer mein Schicksal, Ihnen die bittersten Schmerzen zu bereiten.

— Nicht mir dieselben zu bereiten, sondern sie mit mir zu theilen, — flüsterte Frigga.

Sie schloß rasch die Augen, als wenn der Schmerz sie überwältigt hätte.

— Um des Himmels willen, was ist es?

Valentins sonst so kalte und ruhige Stimme zitterte und sein ganzes Aussehen verrieth eine heftige Gemüthsbewegung.

Frigga blickte zu ihm auf. Sie hatte den Schmerz besiegt und seufzte tief.

— Jetzt ist es gut, — sagte sie. — Dank für alle Beweise wirklicher Freundschaft, welche Sie mir gegeben. — Die Angst hat in dieser letzten Zeit dergestalt an meinem Herzen genagt, daß ich nahe daran war, den Muth zu verlieren beim Gedanken an meine armen Eltern, welche in Melcer nicht allein den einzigen Sohn, sondern auch das Erlöschen eines Namens beweinen werden, welchen sie beide so hoch schätzen.

Ein leichtes Schaudern schüttelte Friggas Körper. Sie versuchte einige Schritte zu gehen, aber sie zitterte so heftig, daß die Beine sie nicht tragen wollten.

— Geben Sie mir Ihren Arm! — bat sie, indem sie sich an Valentin wandte.

Es war das Erstemal, daß Frigga sich auf Valentins Arm stützte. Der Schmerz hatte diese Vertraulichkeit hervorgerufen.

Als sie in die Allee hineinbogen, brach Frigga das Schweigen, welches entstanden war.

— Bevor Sie und ich uns wieder bei Melcer's Krankenlager begegnen, sagen Sie mir, wie lange

meint Doctor Levitain, daß mein Bruder noch seine Qualen aushalten wird?

— Darüber hat er sich nicht ausgesprochen. — Er sprach nur die Ueberzeugung aus, daß des Grafen Kopfschaden von Anfang an unrichtig behandelt worden sei, und daß nur der Tod im Stande sei, seinen Leiden ein Ende zu machen.

— Welches ist die Ansicht Doctor D—s?

— Sie stimmt ganz mit Levitains überein.

— Hat er meine Mutter auf Melcers Tod vorbereitet?

— Nein! — Ich für meinen Theil halte es auch für überflüssig.

— Der Graf ist auf Alles vorbereitet, und glauben Sie mir, es würde ihm mißfallen, wenn der Doctor es thäte.

— Sie haben Recht.

Sie waren jetzt am Gitterthor. Valentin blieb stehen und sagte mit einem wehmüthigen Lächeln:

— Hier trennen sich unsere Wege. — Mag nun Freude oder Schmerz sie zusammengeführt haben, so müssen sie doch hier auseinander gehen.

— Warum gehen Sie nicht mit hinein zu Melcer?

— Ich werde nachkommen.

Valentin entfernte sich, um das Pferd nach dem Stallhof zu führen.

Eine halbe Stunde darauf trat er ins Krankenzimmer.

Melcer war jetzt erwacht und vollkommen bei Sinnen. Er hatte mehrere Male nach Valentin gefragt. Als er ihn endlich zu Gesicht bekam, klärte

sich sein Blick auf und er reichte Aurenius die Hand, indem er sagte:

— Ich habe lange auf den Lieutenant gewartet.

Nachts wachte Valentin ganz allein bei ihm. Der Kranke hatte es so gewünscht.

Ueber Melcers Bett gebeugt hörte er nun das an, was er ihm anzuvertrauen hatte. Es war ein Bericht darüber, wie er den Schaden am Kopf erhalten und über die Ereignisse, welche damit verknüpft waren.

Um vier Uhr herum wünschte Melcer den Vater zu sehen.

Als Frigga sechs Uhr Morgens sich bereit machte, zum Bruder zu gehen, begegnete sie dem Grafen, welcher von ihm herauskam.

Der alte Edelmann war sehr bleich. Als er die Tochter sah, sagte er:

— Mein Kind, Deine Anwesenheit bei Melcer ist überflüssig; er schläft. — Der Graf ergriff ihre Hand, drückte sie fest und sagte!

— Gehe hinein zu Deiner Mutter, jetzt wird sie Deiner bedürfen.

— Papa, wie steht es? — rief Frigga aus.

Es ist vorbei, antwortete der Graf.

— — — — — — — — — — —

Acht Tage darauf wurde Melcer Harthon beerdigt.

Ende Juni unternahm die gräfliche Familie eine Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien.

Die Brust der Gräfin war durch die Trauer so angegriffen worden, daß die Aerzte ihr den Aufenthalt in einem milderen Klima vorgeschrieben hatten.

Ein Jahr war über Melcers Grab dahingegangen.

Wieder wurde die Erde vom ersten Mai begrüßt, welcher herankam von Vogelgesang, Blumenduft und Westwinden begleitet.

Auf Liungbro hatte Valentin gehörig geschafft.

Das gräfliche Schloß war wesentlichen Aenderungen unterworfen worden. Auf dem Hofe waren Blumenanlagen gemacht. Am Seeufer im Park war ein hübscher Pavillon mit Aussicht auf das Meer aufgeführt worden. Außerdem waren mehrere neue Gebäude angefangen.

Genug, der Lieutenant hatte sich einer ununterbrochenen Wirksamkeit gewidmet, und man war in der That versucht zu glauben, daß er mit Herz und Seele nur für die rein praktischen Geschäfte lebte.

Vom Grafen hatte er mehrere Geschäftsbriefe erhalten, deren Postscripten Grüße von der Gräfin und Frigga angefügt waren.

Wie sie sich befänden, oder wie sie ihre Sorgen, trügen, darüber stand nie ein Buchstabe.

Valentin würde in vollkommener Unkenntniß von Allem, was Frigga betraf, gelebt haben, wenn die letztere nicht an den Propst geschrieben hätte.

An ihren alten Freund und Religionslehrer schrieb Frigga lange und ausführliche Briefe. Sie sprach von der Trauer der Eltern, aber nie von ihrer eigenen. Diese behielt sie für sich. Sie beschrieb die Gegenden, die sie besuchten, die Personen, mit welchen sie zusammentrafen. In jedem Schreiben sandte Frigga einen herzlichen Gruß an Valentin und fragte auch darnach, wie er sich befände u. s. w.; aber Alles dies in Worten, wie man sie anwendet, wenn

von einem gewöhnlichen Bekannten die Rede ist, für welchen man durchaus kein lebhafteres Interesse hegt.

Während der letzten zwei Monate hatte weder der Propst noch Valentin einen Brief erhalten. Man war auch vollkommen darüber in Unkenntniß, wann die gräfliche Familie zurück zu erwarten sei.

An einem schönen Sonntagmorgen, Ende Mai, begab Valentin sich früh nach dem Pfarrhof, um den Vater in die Kirche zu begleiten.

Man sang gerade den Schlußvers vor der Predigt, als eine lebhafte Bewegung in der kleinen Kirche entstand. Aller Blicke waren auf die Thüre gerichtet.

Auch Valentin drehte seinen Kopf um. Er fuhr zusammen vor Ueberraschung und wäre beinahe von seinem Stuhl hinausgestürzt, um denjenigen, welche den großen Gang hinaufkamen, entgegenzueilen, aber er wurde durch die folgenden Worte aufgehalten, welche der Propst in demselben Augenblick mit klarer und tiefer Stimme von der Kanzel aussprach:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Die Thüre des Stuhles, in welchem Valentin saß, wurde geöffnet. Graf Harthon trat ein.

Auf der entgegengesetzten Seite der Kirche nahmen die Gräfin und Frigga Platz.

Der Graf drückte schweigend, aber herzlich die Hand Valentins; dann neigte er den Kopf, um ein schweigendes Gebet zu stammeln.

Valentin richtete jetzt die Augen auf den Grafen, und er spürte es, wie sein Herz von einem peinlichen

Gefühl zusammengezogen wurde beim Anblick der Veränderung, welche dieses eine Jahr hervorgebracht.

Graf Harthons schönes Haar war fast schneeweiß geworden, seine hohe, edle Stirne war von Zügen des Kummers durchfurcht.

Der Prediger begann.

Mit hochgetragenem Haupte wie früher und mit unveränderter Haltung lauschte der Graf. Es that seiner Seele wohl, noch einmal die Worte der Religion von einem Manne ausgesprochen zu hören, welcher so vollkommen würdig war, ein Diener des Herrn zu sein, wie Aurenius.

Der Text handelte von der „Wiedergeburt" und wurde vom Propste auf eine solche dem Herzen und dem Verstande entsprechende Weise behandelt, daß jeder, als er Amen sagte, Trost und Erbauung von dem empfand, was er gehört. Die Versammlung verließ die Kirche mit einem Gefühle des Wiedergeborenseins.

Tief verbeugt betete die Gräfin am Schluß der Predigt. Die hartgeprüfte Mutter flehte um die Wiedergeburt ihrer Seelenkräfte und um Ergebung in die Prüfung.

Auch das Gebet des Grafen war lang. Als er wieder seinen silberweißen Kopf emporhob, las man in den von Sorgen gepflügten Zügen den inneren Frieden, welcher in diesem Augenblick sein Inneres erfüllte.

Der Gottesdienst war zu Ende. Man trat aus den Stühlen heraus.

Jetzt erst richtete Valentin seine Blicke auf Frigga. Eine warme Röthe bedeckte ihre Wangen,

als sie seinen Gruß erwiederte und ein Lächeln voll Befriedigung hellte ihr Antlitz auf, als sie, nachdem Valentin auf eine verbindliche Weise die Gräfin begrüßt und bewillkommnet, ihm die Hand reichte und sagte:

— Es war also in Gottes Tempel, wo wir uns wiedersehen sollten.

— Ja, Gottes Segen ruht über Ihrer Wiederkehr in die Heimath, — antwortete Valentin und drückte ihre Hand herzlich.

— Und über unserem Zusammentreffen.

— Dank, — stammelte Valentin mit Bewegung. — Ich brauchte ja nicht zu sagen: willkommen in der Heimath!

— Nein, ich weiß, daß Sie es denken.

Als sie zurückgekehrt waren, dankte der Graf für alle die Beweise so wirklicher Ergebenheit, die er ihnen gegeben, rühmte die gemachten Aenderungen, und schien im höchsten Grade damit zufrieden zu sein, sich wieder auf seinem lieben stolzen Liungbro zu befinden.

Die gräfliche Familie lebte nunmehr ganz eingezogen. Sie machte keine Besuche und wurde von sehr wenigen belästigt, da die meisten Nachbarn keine Visite machen wollten, bevor die gräfliche Familie bei ihnen gewesen.

Ein Sohn konnte seinen Eltern nicht mehr Sorgfalt und zärtliche Aufmerksamkeit erzeigen, als Valentin dem Grafen und der Gräfin.

Frigga sah und schätzte das Schöne in Valentins Bestreben, den stummen Schmerz zu verscheuchen,

welcher im Innern ihrer Eltern wohnte, obgleich ihre Lippen schwiegen.

Man konnte sagen, daß der Graf und die Gräfin beiderseits zu verbergen suchten, wie tief der Kummer über den Tod des Sohnes noch war. Ihr Verlust war zu ernst, daß sie es sich erlaubt haben sollten, denselben durch irgend eine äußere Ostentation zu verrathen.

Die Gräfin, welche in Melcer ihren Erstgeborenen, ihren einzigen Sohn verloren, kleidete sich darum nicht in ewige Trauer, oder stellte am Grabe Trauerscenen an, sondern that Alles, damit der Trauerschmuck, in welchen ihr Herz gekleidet war, nicht zu lesen wäre in ihrem Gesicht, und den Mann erinnern möchte an Alles, das sie in Melcer verloren.

Eine Veränderung war indessen mit Valentins Benehmen vor sich gegangen, die nämlich, daß er sich im Ganzen weniger mit Frigga beschäftigte, als früher. — Man sah ihn nie sich ihr nähern, niemals das Wort an sie richten. Er ließ sich gewöhnlich bei der Gräfin nieder oder politisirte und sprach vom Ackerbau mit dem Grafen.

Wandte sich Frigga an ihn, da war er immer bereit, die Conversation fortzusezen; aber sonst leitete er eine solche nie mit ihr ein.

Frigga mit ihrem außerordentlich feinen Gefühl merkte bald, daß Valentin ihr auswich, und die Folge wurde, daß sie sich zurückzog und ihn höchst selten anredete.

Begegneten sie einander auf der Promenade, so sagte Valentin im Vorbeigehen einige verbindliche

Worte und entfernte sich dann; aber es kam nie vor wie früher, daß er sie begleitete.

Anfangs Juli kam Major X— von seiner Tochter begleitet nach Liungbro. Er erklärte sofort bei seiner Ankunft, daß obgleich man allgemein behauptete, Graf Harthons sähen nicht gern Fremde, so beabsichtige er doch den Rest des Sommers mit seiner Tochter auf Liungbro zuzubringen.

Die Eingezogenheit, in welcher man bisher gelebt, wurde dadurch etwas unterbrochen; denn als die Nachbarn erfuhren, daß der Major bei Harthons sei, nahmen sie sich auch vor zum Besuch, zu kommen.

An einem schönen Abend Ende Juli saß Frigga ganz allein auf der Terrasse. Sie folgte mit den Augen den rastlos rollenden Wogen.

Im Salon saßen die Gräfin, Fräulein X—, ein Mädchen von dreißig Jahren, und Aurora.

Der Graf spielte Schach mit dem Major.

Ein lange Zeit hatte Frigga sich ihren Träumereien überlassen, als der Schall von Tritten sie störte. Es war Valentin, welcher ans dem Salon heraustrat und sich ihr näherte.

Er hielt in der Hand ein aufgeschlagenes Buch. Als er an Frigga herangekommen war, sagte er:

— Erinnern Fräulein sich Byrons Bild als Jüngling?

— Ich habe nur ein Portrait von ihm gesehen als Mann, — antwortete Frigga. — Aber warum thut der Herr Lieutenant diese Frage?

— Ganz allein deßhalb, weil ich neulich ein

Porträt von ihm erhalten, welches in seinen jungen Jahren gemalt ist.

Valentin überreichte Frigga das Buch und fügte hinzu:

— Wem sieht das ähnlich:

Frigga nahm das Buch und blickte in das schöne, inteligente Gesicht. Nachdem sie es lange betrachtet, richtete sie ihre Augen auf Valentin und sagte:

Ich kenne Nimanden, dem das ähnlich sieht.

— Nicht! Sie sind jedoch während Ihres Aufenthalts im Auslande viel mit Jemanden zusammen gewesen, welcher an Lord Byron erinnert.

Wieder sah Frigga das Portrait an, schüttelte aber den Kopf und erklärte lachend, daß ihr entweder aller Formsinn abgehen müßte, oder auch habe Valentin Aehnlichkeiten entdeckt, wo keine solche vorhanden wären.

— Ich werde also gezwungen sein dem Fräulein zu helfen.

— Ja, gewiß; denn wenn ich auch dieses Gesicht bis zu meinem Tode betrachte, so werde ich doch nie ein Gegenstück dazu in der Wirklichkeit finden. Ein Paar so geistreiche Augen wie diese können in keines Anderen Loos fallen, als Byrons.

— Gewiß, aber das hindert nicht, daß seine Nase und sein Mund mit Graf Arthur Eldau's Aehnlichkeit hat, — erklärte Valentin und fixirte Frigga.

— Sollte Arthur diesem Portrait ähnlich sehen! — rief Frigga und sah Valentin an, als wenn sie im Zweifel sei, ob sie recht gehört.

— So kommt es mir vor.

Valentin und sie betrachteten einander eine Zeit lang schweigend. Darauf sagte Frigga:

— Ein großer Denker hat gesagt: Die Worte sind nur vorhanden, um die Gedanken zu maskiren, und ich glaube, er hat Recht.

— Wie kam Fräulein dazu, sich dieser Ausdrücke zu erinnern? War es die Aehnlichkeit Graf Arthurs mit Byron, die es veranlaßte?

— Ja!

— Erklären Sie mir das, ich bitte.

— Gern. Sie können unmöglich irgend eine Aehnlichteit zwischen Athur und diesem Portrait finden.

— Und wenn dem so wäre, was sollte mich bewegen es zu sagen?

— Das Motiv kenne ich nicht, nur meine ich, daß die vermeintliche Aehnlichkeit erdichtet sei.

Valentin nahm das Buch, welches Frigga ihm reichte, machte es zu und sagte:

— Sie haben Recht, ich habe sie benützt, um ein Gespräch mit Ihnen einzuleiten.

— Bedarf es wirklich irgend eines Vorwandes, um ein solches einzuleiten? — In diesem Falle haben Sie sich sehr geändert, denn früher würden Sie eines solchen Mittels nicht bedurft haben.

Friggas Stimme war ernst. Es lag ein Ausdruck des Vorwurfes im Ton.

— Wir sind alle Veränderungen unterworfen, — antwortete Valentin.

— Nicht alle. Ich verändere mich nie, oder glauben Sie, daß ich, zum Beispiel, je aufhören werde, Sie als meinen Freund zu betrachten.

— Glauben Fräulein denn, daß ich aufhören kann, es zu sein?“

— Nein!

Frigga sprach dieses Wort mit der innigsten Ueberzeugung aus.

— Dank!

— Und jezt, Lieutenant Aurenius, sagen Sie mir, warum Sie schon seit unserer Rückkehr nach Liungbro sich so ungleich gewesen sind.

— Erlauben Sie, daß ich die Frage unbeantwortet lasse. Fräulein werden übrigens selbst die Antwort finden, wenn Sie erlauben, daß ich auf Byron und Graf Arthur zurückkomme.

— Das heißt zum Motiv der erdichteten Aehnlichkeit.

Valentin nickte bejahend mit dem Kopf und hob wieder an:

— Sie haben ja während Ihrer Reise durch Frankreich und Italien Graf Arthur zweimal getroffen.

— Ja, das erstemal in Neapel, wo die Fregatte, mit welcher Arthur ging, drei Wochen vor Anker lag, und das zweitemal trafen wir uns in Toulon.

— Dieses Wiedersehen hat Ihnen gewiß viele Freude gemacht. Fräulein haben ja den Grafen seit mehreren Jahren nicht gesehen.

— Nein, und ich muß sagen, daß das Zusammentreffen mit Arthur das Freudigste war, was uns auf der ganzen Reise passirte.

— Daran zweifle ich nicht, — sagte Valentin, — noch mehr, ich vermuthe, daß es das Bedeutungs-

vollste war, was Fräulein während des verflossen
Jahres begegnete.

— Jezt verstehe ich nicht den Herrn Lieute

— Ich habe ein wirkliches Unglück, unbegri
zu sein, — meinte Valentin und lachte; —
das ist ein Fehler, den ich nicht corrigiren kö
Lassen Sie uns deßhalb zu Graf Arthur zurückkeh
Wenn ich mich nicht irre, so war es einige J
zurück eine Lieblingsidee des Grafen und der Grä
daß Sie und Ihr Cousin ein Paar werden sollte.
Sie wurde damals sowohl von Ihnen wie von Gra
Arthur getheilt. Der Augenblick ihrer Verwirklichun
scheint nun da zu sein.

— Warum?

— Darum, weil der Verlust eines Sohnes der
Grafen zum Theil durch einen Schwiegersohn ersez
werden könnte.

— Es liegt viel Wahres in dem, was Sie sagen, — sagte Frigga, — denn es gibt wohl nichts, was jezt meine Eltern so freuen würde, als eine solche Verbindung zwischen mir und Arthur.

— Und es gibt auch nichts, was Graf Arthu
selbst mehr wünscht, — fiel Valentin ein.

— Auch das ist wahr.

— Nun wohlan, dann bleibt wohl weiter nichts übrig, als die Erklärung der Verlobung. Vielleicht ist es mir erlaubt, der Erste zu sein, welcher Fräulein Glück wünscht?

Valentin sprach ganz leicht, als wenn es sich um eine gleichgiltige Sache gehandelt.

— Bevor ich dem Herrn Lieutenant eine sold

Erlaubniß gebe, antworten Sie: Glauben Sie, daß
ich Arthur liebe.

Frigga legte den Kopf zurück und richtete einen
festen Blick auf Valentin.

Ueber sein Gesicht flog eine dunkle Röthe. Er
schwieg einige Minuten und krizelte im Sande mit
seinem Stecken; darauf antwortete er:

— Nein, ich glaube es nicht; aber ich erinnere
mich einer Zeit, wo ich Graf Arthur hier sah. Sie
waren damals ein ganz junges Mädchen, wo er
eben Offizier geworden. Beide interessirten sich für
einander. Fräulein hätten möglicherweise ihm ganz
Ihr Herz schenken können; aber .....

Wir wurden getrennt, — unterbrach ihn Frigga.
— Ein Wiederbeleben dieser in jüngern Jahren keimenden
Neigung war von meiner Seite nicht möglich.
— Zwischen dieser und unserem Wiedersehen liegen
Jahre; — meine Gedanken, Ideen und Gefühle
sind während der Zeit reif nnd meine Ansprüche
größer geworden.

Frigga schwieg.

— Alles dies hindert indessen nicht, daß Fräulein,
welches Achtung sowohl wie Anhänglichkeit für Arthur
haben, Ihrer Eltern und seinen Wünschen entgegen
kommen können. — Um Ihrem Vater oder Ihrer
Mutter eine Freude zu bereiten, sind Sie im Stande
die größten Aufopferungen zu machen. Es ist deshalb
mehr als wahrscheinlich, daß Sie die Gattin
Ihres Cousins werden.

— Jetzt irren Sie sich sehr in mir. Wenn der
Friede und das Glück meiner Eltern mein Leben
zum Opfer verlangt, werde ich es ihnen bringen;

aber ich habe nie den Werth solcher Opfer begriffen, welche sich auf Meineid stützen.

Frigga blickte hinauf nach dem freien Himmel und fuhr fort:

— Ich habe von Kindern gelesen und auch sprechen gehört, welche gegen ihren eigenen Willen Ehen eingegangen sind; aber ich habe dergleichen Handlungen nie gebilligt und nie bewundert. Jedes Opfer muß etwas Gutes zum Zweck haben; aber welches Gute kann dadurch gewonnen werden, daß ich mich selbst und einen andern Menschen unglücklich mache, und vor Gott einen Eid auf Etwas leiste, welches ich weiß, daß es in meinem Innern eine Unwahrheit ist. — Ich wenigstens habe eine so tiefe Ehrfurcht vor dem Höchsten, daß ich es nie wagen werde, meine Kniee vor ihm zu beugen und einem Manne Treue und Liebe zu schwören, welchen ich nicht liebe.

— Die wärmsten Gefühle meines Herzens kann ich zum Schweigen zwingen und sie ewiger Entsagung weihen; aber ich kann nie die Wahrheit und mich selbst dergestalt verläugnen, daß ich mein Schicksal an einen Mann fessle, während mein Herz einem andern gehört.

Frigga hatte mit der ergreifenden Betonung gesprochen, welche immer die innere Ueberzeugung begleitet. — Valentins Augen ruhten auf ihr.

Welcher auch der Eindruck war, den diese Worte auf ihn machten, so behielt er ihn in seinem Innern, denn sein Aeußeres blieb vollkommen ruhig.

— Wenn Ihr Herz einem Andern gehört, —

hob Valentin wieder an. Diese Worte setzen voraus . . . . .

— Daß es nicht Arthur gehört, — sagte Frigga rasch. — Der Macht der Liebe sollen wir Alle ein Mal unterworfen sein, und wenn ich sie noch nicht empfunden, so werde ich sie doch einst empfinden. Unglücklich wäre ich dann, wenn mein Schicksal an einen Andern gefesselt wäre.

— So hatte ich mir auch Fräuleins Charakter gedacht, — sagte Valentin. Nur dem Wahren und Rechten müssen Sie sich opfern können.

— Aber Sie glaubten trotzdem an eine Verbindung zwischen mir und Arthur?

— Ich glaubte daran; aber es war nothwendig zu hören, daß Fräulein diese Möglichkeit widerlegte.

— Und doch sind zwei Monate vergangen, ohne daß Sie versucht haben, Ihre gute Meinung von mir bestätigt zu bekommen.

— Die bedurfte keiner Bestätigung. Es war nur die Auffassung dessen, was der eine Mensch ein Recht hat, für das Glück eines Andern zu opfern, worüber ich nicht sicher war.

— Aber warum nicht ebenso gern gleich als später sich darüber Gewißheit verschaffen?

— Fränlein — ich war ein Poltron.

Eine Pause entstand. Valentin unterbrach sie.

— Wird noch eine Erklärung über das Motiv zur Aehnlichkeit zwischen Byron und Arthur Eldau nothwendig sein?

— Nein.

Frigga reichte ihm die Hand und fügte, indem sie auf einmal traurig und freundlich lächelte, hinzu:

— Sie zürnten mir einmal, weil ich an Ihnen zweifelte, was müßte ich jetzt thun?

— Was Sie jetzt thun, mir Ihre Hand reichen. Ich konnte zweifeln, da ich keine Sünde gegen Ehre und Gewissen voraussetzte. Sie dagegen hatten kein Recht dazu; denn Ihre Zweifel enthielten Mißtrauen zu meinem Rechtsgefühl und meinen Begriffen von Treue und Ehre.

Ich für meinen Theil, — antwortete Frigga, — halte jede Entstellung der Wahrheit für eine solche Sünde. Ihre Zweifel waren darum ebenso verletzend wie die meinigen; Sie hätten ebenso überzeugt von der Unmöglichkeit sein müssen, daß ich mich ohne Liebe verheirathen könnte, wie ich es von Ihnen bin.

— Fräulein, zwischen uns Beiden ist ein wesentlicher Unterschied; ich bin ein Mann und bestimme selbst über meine Schicksale.

— Und ich bin in Ansichten und Gefühlen ebenso selbstständig wie Sie, wenn es die Welt meines Herzens betrifft.

— Sind Sie dessen gewiß?

— Die Antwort auf diese Frage kann nur die Zukunft geben.

Frigga stand auf und fügte hinzu:

— Nun, Lieutenant Aurenius, lassen Sie uns eines unserer alten Duette singen, als Beweis, daß es zwischen uns keine Disharmonie gibt.

Valentin ließ die Hand los, welche er eine Zeit lang in der seinigen geschlossen gehalten, und folgte Frigga in den Salon.

Nach diesem Abend war Valentin sich wieder gleich in seinem Benehmen gegen Frigga und der äußere Beobachter würde Mühe gehabt haben, zu entdecken, daß Trauer die Harthon'sche Familie heimgesucht. Betrachtete man den Grafen und die Gräfin genauer, so las man in ihren Zügen, daß die Zeit nicht so leicht die Wunden heilen würde, welche ihre Herzen erhalten.

Lamartine sagt irgendwo, daß die wahre Bildung nicht bloß in der Aufklärung des Verstandes, sondern ebensoviel in der moralischen Kraft liege. Der uncivilisirte Mensch gibt seiner Freude und Trauer, seinem Wohlwollen und seinem Zorn freien Lauf; die Civilisirten setzen eine Ehre darein, diese Gefühlsausbrüche zu beherrschen und Prüfungen mit religiöser Ergebenheit und moralischem Muthe zu ertragen.

Graf Harthon hatte sein ganzes Leben hindurch Selbstbeherrschung als eine Pflicht angesehen. Als Edelmann und als gebildeter Mann hielt er jeden Ausbruch heftiger Gefühle für unter seiner Würde.

Eines Nachmittags, einige Zeit nach dem oben beschriebenen Gespräch, kehrten Valentin und Frigga vom Pfarrhofe nach Liungbro zurück.

Sie hatten sich dort getroffen und gingen nun mit einander nach Hause.

— Ich soll Sie von Lilie grüßen, — sagte Frigga. — Ich habe einen Brief von ihr.

— Die Gräfin befindet sich wohl, hoffe ich.

— Ja, und sie scheint jezt, nachdem sie nach Frankreich zurückgekehrt und sich bei ihren Eltern aufhält, auch bei ganz guter Laune zu sein.

— Das ist natürlich. Die Gräfin hat jezt alle

Diejenigen um sich, welche sie liebt, Mann, Kind und Eltern. Als Mutter hat sie auch neue, theure und heilige Pflichten bekommen.

— Das ist wahr. — Frigga schwieg eine Zeitlang und blickte gerade vor sich hin.

Valentin fing an von Literatur und von einem Roman Walter Scotts zu sprechen, den er soeben zu Ende gelesen.

Plötzlich unterbrach ihn Frigga mit den Worten:

— Etwas, womit ich mich nie habe vertragen können, ist die Leichtigkeit, mit welcher die Menschen im Allgemeinen Gefühle wechseln. Es kommt mir vor, als wenn die Beständigkeit ein schönes Wort sei, aber in der Wirklichkeit nicht vorhanden.

— Sie ist in Wirklichkeit vorhanden, aber wir unterschätzen sie bisweilen und deßhalb werden wir betrogen, — antwortete Valentin. — Aber wie kommen Fräulein auf diese Gedanken?

— Durch Lilie und Sie. — Sie sind einmal heftig in sie verliebt gewesen und doch sprechen Sie von ihr, als wenn sie Ihnen eine ganz gleichgültig Person wäre. Sie müssen zugeben, daß Sie dadurch einen traurigen Beweis liefern, wie leicht es dem Menschen fällt, selbst die wärmsten Eindrücke zu vergessen.

— Das liegt in der Naturordnung. Ein Gefühl, welches nicht vorwärts geht, muß zurückgehen. Sie haben übrigens Unrecht, wenn Sie behaupten, daß ich der Gräfin Eldau gegenüber kalt hin; im Gegentheil, ich werde immer ein warmes Interesse für sie haben. Aber sie ist jetzt die Frau eines Andern, uud wenn meine Liebe für sie nicht schon

erloschen wäre, so mußte sie unwillkürlich erlöschen, als ich sie als verheirathet sah. Ich kann nicht diejenige lieben, die einem Andern gehört.

— Sie haben lange vorher aufgehört es zu thun.

— Das gebe ich zu. — Meine Eigenliebe konnte es mir nicht verzeihen, daß ich die Sprache der Liebe mit einem Mädchen gesprochen, das ich mir nie zur Gattin wünschen durfte. Marquis de Maillé's Tochter zur Gattin zu begehren, würde ich mir nie erlaubt haben; — und sie als ein Geschenk anzunehmen, war ebenso unmöglich. Meine Neigung hatte mich zum Verräther an meinem Stolz gemacht, und mein Stolz tödtete deßhalb meine Liebe. — In meinem Innern betrachtete ich mich als ebenbürtig dem Marquis de Maillé; aber die Welt thut es nicht. Es gibt keine Liebe, welche stark genug wäre, um mich zu vermögen, ein Weib von hoher Geburt zu meiner Frau zu nehmen,

— Und darum verurtheilte Ihr Stolz Lilie zu einer Zukunft ohne alles Glück.

— Fräulein Frigga, wäre ich auch so unbesonnen gewesen, mich durch meine Leidenschaft dahin bringen zu lassen, von dem Marquis seine Tochter anzunehmen, so würde ich sie auch dann zu einem Leben ohne Glück verurtheilt haben; denn als ihr Mann würde meine Eigenliebe meine Liebe getödtet haben. Ich würde mir nie eine Schwäche verziehen haben, welche mich zu einer Ehe mit einer Person veranlaßte, deren Familie der Ansicht war, daß sie eine Mesalliance gemacht. Meine Zärtlichkeit hätte aufgehört. Ich handelte deßhalb recht, als ich floh,

statt meinen heftigen Wünschen nachzugeben; aber ich handelte unrecht, als ich mit einem so schwachen und gefühlvollen Wesen von dem sprach, was mein Herz barg.

— Sie müssen doch zugeben, daß Sie stolzer sind, als Sie das Recht haben zu sein, — fiel Frigga ein.

— Das glaube ich nicht. Der Fehler war, daß ich meinen Stolz vergaß.

— Sie halten es also für unmöglich, sich mit einem Mädchen von hoher Geburt zu verbinden.

— Was in diesem Fall möglich oder unmöglich ist, können wir vor der Hand nicht bestimmen, — antwortete Valentin. — Ich weiß nur, daß diejenige an welche mein Herz sich hernach bindet, mir in Bildung und Seelenstärke gleich sein muß. Besitzt sie einen glänzenden Namen und theilt meine Gefühle, so muß sie auch meinen Muth besitzen und ihr Leben der Entsagung weihen. — Liebt sie mich, weil ich bin wie ich bin, so wird sie auch wissen, daß ihr Name uns für ewig trennt.

— Es liegt ein hoher Grad von Egoismus in Ihren Worten, — sagte Frigga. — Sie beweisen, daß sie fordern, sie solle ihre schönsten Hoffnungen Ihrem Hochmuth opfern.

— Nein, Fräulein — von so Etwas kann nicht die Rede sein. Wo nie eine Hoffnung vorhanden war, da kann auch keine Aufopferung stattfinden. Sie hat von Anfang an eingesehen, daß die Hoffnung nicht dem Gefühle sich zugesellte, welches sie an mich band. Sie mußte stark genug sein, um mich lieb zu haben, ohne an ein irdisches Glück zu denken.

— Sie verlangen viel.

— Nicht mehr, als das, welchem ich mich selber unterwerfe.

— Aber wenn Ihre Stärke Sie einst im Stich ließe?

— Dann werde ich fliehen; aber diesmal bevor meine Schwäche mich dazu veranlaßt Worte auszusprechen, welche ich beschlossen habe, daß sie nie über meine Lippen kommen sollen.

— Und was bleibt dann ihr übrig? — fragte Frigga.

— Mir treu zu bleiben, — antwortete Valentin mit zitternder Stimme.

— Und sterben!

Sie standen jetzt am Gitterthor.

Valentin öffnete den einen Thorflügel und fügte in ganz gleichgültigem Tone hinzu:

— Heute öffne ich dieses Thor für Sie und mich; wer weiß es, morgen kann es sich von selbst öffnen!

Ohne Acht darauf zu geben, war Valentin mehr als bisher mit Frigga zusammen.

Der Zufall fügte es so, daß sie oft auf den Promenaden zusammentrafen, und es kam fast nie vor, daß Valentin von dem geselligen Kreise Abends wegblieb.

Frigga musicirte jetzt täglich; ein neues Duett nach dem andern wurde eingeübt. Beide hatten nämlich musikalisches Talent, welches in Verbindung mit Friggas reizender Simme dazu beitrug, daß Alle sie mit Vergnügen hörten.

Valentin war ein ganz glücklicher Componist und es kam nicht selten vor, daß Frigga mit Vorliebe das sang, was er in Musik gesetzt.

Genug, die langen Gespräche wurden jetzt mit Musik vertauscht, und man konnte es sehen, daß sie diese Stunden sehr angenehm fanden.

Friggas Gesellschaft schien für Valentin ein Bedürfniß geworden zu sein,

Sah er sie fortgehen, um einen Kranken zu besuchen, oder um zu promeniren, so konnte man sicher sein, daß er etwas später den Weg ging, auf welchem er hoffte, daß sie zurückkommen würde. Ritt Frigga aus, so traf es sich, daß Valentin nach einer Stunde sein Pferd bestieg und ins Feld ritt, aber dabei den Weg so wählte, daß er mit Frigga zusammentreffen mußte.

Es sah in der That aus, als wenn er sich mehr für sie interessirte, als er selbst merkte.

So ging August Monat zu Ende, als man eines Abends in der Mitte des September gegen alle Gewohnheit Valentin in dem gewöhnlichen Abendzirkel vermißte.

Die Gräfin fragte den Bedienten, ob der Lieutenant zu Hause sei und erhielt zur Antwort, daß er sich in seinen Zimmern eingeschlossen, um zu arbeiten.

Man soupirte; aber kein Valentin erschien.

Den Tag darauf wurde dem Grafen ein Brief übergeben, in welchem Valentin ihn davon benachrichtigte, daß er nach Stenby gereist sei und dort einige Tage bleiben müsse. Eine, zwei und endlich drei Wochen verliefen, ohne daß Valentin wieder auf Liungbro zum Vorschein kam.

Alle vermißten ihn und sehnten sich nach seiner Rückkehr, der Graf bemerkte jeden Morgen:

— Heute wird wohl Aurenius wieder kommen! Ich begreife nicht, daß er so lange auf Stenby verweilt.

Aber der Tag ging zu Ende, ohne daß Aurenius wieder kam.

Die Gräfin sagte zu Aurora und Frigga:

— Es wäre gut, wenn Aurenius bald zurückkehrte, Harthon sehnt sich ordentlich nach ihm.

Endlich trat Valentin eines Abends im Anfang der vierten Woche nach seiner Abreise in den Salon.

Er wurde von Allen mit einem herzlichen Willkommen begrüßt.

Der Graf erklärte, daß er sich ordentlich nach ihm gesehnt habe. Die Gräfin versicherte, daß sie die Tage gezählt. Der Major sagte, daß er seinen Lieutenant verd . . t vermißt habe. Der Doctor behauptete, er habe gefürchtet, daß alle Einwohner auf Liungbro vor Langeweile krank werden möchten, und Aurora ließ sich scherzend dahin vernehmen, daß sie einen Vorgeschmack von dem gehabt habe, was englischer Spleen heißen wolle. Frigga allein schwieg.

Nachdem Valentin in Kürze dem Grafen Rechenschaft über die Geschäfte abgelegt, welche seine längere Abwesenheit veranlaßt, alle Fragen der Gräfin beantwortet, und mit dem Major und Aurora gescherzt, ging er auf Frigga zu, setzte sich zu ihr und sagte:

— Fräulein allein haben mir nicht Willkommen gesagt, und doch hatte ich gehofft, daß Sie mich mit einem freundlichen Lächeln grüßen würden.

— Ich glaube nicht, daß Sie es gehofft — ant-

wortete Frigga, ohne die Augen von ihrer Arbeit zu erheben.

— Woher kommt dieser Zweifel an meinen Worten? — fragte Valentin.

— Daher, daß ich gewiß bin, daß Sie sehr wohl begreifen, daß ich von Ihnen beleidigt bin.

— Nein, das begreife ich nicht. — Ich bin mir bewußt, mich auf keine Weise verbrochen zu haben.

— Nicht? Nichtsdestoweniger reisen Sie weg auf mehrere Wochen, ohne mich vorher durch ein einziges Wort davon in Kenntniß zu setzen. — Statt am Abend vorher heraufzukommen und ein freundliches Lebewohl zu sagen, bringen Sie den Abend auf Ihren Zimmern zu und reisen, nachdem Sie meinem Vater einige Zeilen geschickt, in welchen Sie mittheilen, daß Ihre Gegenwart auf Stenby nöthig sei.

— Mein Fräulein, damit habe ich ja Alles erfüllt, was die Höflichkeit von des Grafen Verwalter erheischte, — sagte Valentin kalt.

— Herr Lieutenant, die Antwort verdiente ich nicht, — fiel Frigga ein. — Davon war nicht die Rede, sondern davon, daß Sie uns in lezter Zeit verwöhnt haben, dadurch daß Sie sagten: Lebewohl, jetzt muß ich auf einige Tage verreisen.

— Aber Sie haben Recht, und ich Unrecht, welcher auf eine Freundlichkeit Ansprüche macht, die Sie mir nicht zu erweisen nöthig haben.

Frigga beugte ihren Kopf tief über die Stickerei. Sie nähte fleißig. — Eine Weile ruhten Valentins Augen auf ihr, während er heftig die Farbe wechselte; hierauf sagte er hastig:

— Verzeihen Sie, wenn meine Worte verwundet haben.

— Die haben nur das Schmerzliche in Ihrem Benehmen vermehrt. — Aber warum davon sprechen! — Sie haben damit gesagt, daß Sie mich nicht mehr als Ihren Freund betrachten.

— Fräulein Frigga, seien Sie vorsichtig! Ihre Vorwürfe sind sehr gefährlich. Ich könnte einmal versucht werden, wegzureisen, um sie zu hören zu bekommen.

— Und die Freundin beleidigen.

— Ich habe Niemanden beleidigen wollen; ich reiste, weil ich krank war.

— Krank? — wiederholte Frigga und blickte auf.

— Ja! — Valentin lächelte traurig.

— Und jetzt, Fräulein, aus Gnade kein Wort mehr von dieser Sache; ich flehe Sie darum! Reichen Sie mir Ihre Hand zur Versöhnung und sagen Sie mir ein freundliches Willkommen! Es würde meiner Seele wohl thun, es zu hören.

Valentin beugte sich zu ihr.

— Wer weiß, — fügte er hinzu, — ob ich es je wieder von Ihren Lippen zu hören bekomme.

— Würde wohl Ihre plötzliche Abreise und Ihre lange Abwesenheit geschmerzt haben, wenn Sie nicht bei Ihrer Rückkehr daheim willkommen waren — sagte Frigga und reichte ihm die Hand.

— Sie sagten daheim. — Es ist nicht meine Heimath, sondern die Ihrige.

— Wollen Sie jetzt wieder bitter sein?

Valentin schloß ihre Hand in die seinige mit den Worten:

— Nein! Bin ich das gewesen, so kommt es daher, daß, wenn wir uns für am stärksten halten, uns unsere Stärke verläßt, und wir entdecken ganz plötzlich, daß wir unsere Kräfte überschätzen.

Er verließ sie und setzte sich bei der Gräfin.

Frigga war bei seinen letzten Worten sehr blaß geworden. Ein Paar Minuten folgte sie ihm mit den Augen; dann bog sie wieder den Kopf über die Arbeit und dachte:

— Es ist vorbei mit dem was gewesen ist. Nach dieser Reise kommt eine noch längere.

Etwas später bat die Gräfin sie zu singen; aber Frigga erklärte, daß sie nicht bei Stimme sei.

Valentin sah sie an, dann setzte er sich an das Piano und sang einige Gesänge, von denen er wußte, daß sie der Gräfin gefielen. Zuletzt sang er ein Kriegslied.

Das Lebhafte und Kraftvolle darin paßte vollkommen zu Valentins Stimme, die sich gar nicht für zarte und milde Töne eignete.

Als er geendet und das Instrument verlassen wollte, stand Frigga hinter seinem Stuhl.

— Singen Sie das Lied noch einmal! — sagte Frigga.

Valentin entsprach sofort ihrem Wunsch. Als er fertig war, wandte er sich an sie und bemerkte:

— Wenn Fräulein Soldat wären, würden Sie dann zu Hause bleiben in weichlicher Ruhe, oder würden Sie hinausgehen, um an den Kämpfen Theil zu nehmen, die gekämpft werden.

— Ich würde nie mein Schwert ziehen und Blut vergießen, als zur Vertheidigung des Vaterlandes oder für die Ideen der Freiheit.

— Aber die Unwirksamkeit, welche der Friede mit sich bringt, steht einem Soldaten nicht an. Für ihn passen die Kriegstrompeten und die Schlachtfelder. Ich habe auch schon daran gedacht in französische Dienste zu gehen, um an dem Krieg in Algier Theil zu nehmen.

— Hätte ich einen Bruder oder einen Freund, welcher mich um Rath fragte, so sollte . . . . .

— . . . . Sie ihn bitten zu gehen und sich lieber von den Beduinen tödten lassen, als seiner Ehre untreu werden, — fiel Valentin ein.

Einige Tage darauf trat der Graf zu Valentin ein, während dieser saß und schrieb.

— Die Erklärung des Herrn Lieutenant von gestern, daß Sie genöthigt wären, sich von der Verwaltung meiner Güter loszusagen, hat mich in wirkliche Unruhe versetzt. Ich hoffe indessen, daß das, was ich darauf sagte, eine Aenderung in Ihrem Beschluß hervorgerufen hat. Halten Sie Ihre Einkünfte nicht für hinreichend, so verdopple ich sie, oder gibt es Etwas, womit Sie unzufrieden sind? Wenn dem so ist, so hat der Herr Lieutenant mein Ehrenwort darauf, daß Sie es bekommen sollen, wie Sie es haben wollen. Denken Sie nur nicht daran, Ihre Stelle aufzugeben.

— Herr Graf, ich weiß wahrlich nicht, wie ich

meine Erkenntlichkeit für die Güte dem Herrn Grafen an den Tag legen soll; aber je größer diese ist, desto größer wird auch meine Verpflichtung. Unerschütterlicher als je ist mein Entschluß, dieser ebenso vortheilhaften als vertrauensvollen Stelle zu entsagen. Meine Ehre verbietet mir zu bleiben.

— Ihre Ehre, Herr Lieutenant, sollte Ihnen eher verbieten, denjenigen zu verlassen, dessen Stütze und Hülfe Sie geworden. — Sie wissen selbst, daß Sie nach dem Tode meines Sohnes uns Allen unentbehrlich geworden.

— Kapitän D—, den ich empfohlen habe, wird dem Herrn Grafen den Verlust von mir vollkommen ersetzen. Er ist ein Mann von Charakter und solchen Kenntnissen, daß er den Platz, welchen ich eingenommen, zu erfüllen vermag.

— Mag sein, daß er ebensogut wie Sie die Geschäfte besorgen wird, was ich nicht bezweifle, so hat er doch nicht wie Sie die Sorgen und Prüfungen, welche mich heimgesucht haben, mit mir getheilt. — Sie sind nicht bloß Verwalter, sondern etwas weit mehr, ein Freund von mir und meiner Familie und dazu ein solcher, wie man ihn nicht so leicht wieder findet. — Darum, Herr Lieutenant, bittet Sie der letzte Harthon ihn nicht zu verlassen. — Er hat Ihnen alle weltliche Vortheile, welche Sie wünschen können, geboten; Sie haben aber alle seine Anerbieten ausgeschlagen. Jetzt bittet er sie zu bleiben, werden Sie auch seine Bitte ausschlagen?

— Ich kann nur auf eine Weise dem Herrn Grafen meine Erkenntlichkeit beweisen, — sagte Valentin mit tiefem Ernst, — und das ist dadurch,

daß ich aufrichtig bin. — Ich würde Ihnen treu dienen bis zu meinem Tode, mit der Ergebenheit eines Sohnes und mit der Treue eines Freundes, so wahr ist meine Hochachtung für den Herrn Grafen; aber jetzt kann ich es nicht, weil ich Ihre Tochter liebe.

Graf Harthon saß im Sopha. Bei diesen Worten stand der alte Edelmann auf, als wenn man auf eine Feder gedrückt hätte. Er warf mit einer stolzen Bewegung den Kopf zurück und richtete seine großen hellblauen Augen auf Valentin, als wenn er Mühe gehabt, seinen Ohren zu trauen.

Valentin merkte an der dunklen Flamme, welche über des Grafen Stirne flog, daß er Valentins Erklärung für eine Beleidigung ansah; darum fügte er, ohne dem Grafen Zeit zu geben, eine Bemerkung zu machen, hinzu:

— Von meiner ganzen Seele liebe ich Fräulein Frigga, aber, Herr Graf, für ebenso unmöglich, wie Sie es halten, Ihre Tochter einem Bürgerlichen geben zu können, ebenso unmöglich erscheint es mir, ein Mädchen von Geburt lieben zu können. Ich verlasse deßhalb meine Stelle, weil ich mich nicht so unbedingt auf meinen Verstand und meine Principien verlasse, daß ich nicht fürchten sollte, das Gefühl könnte diese überrumpeln. Ich beabsichtige in französische Kriegsdienste zu gehen und werde nicht eher nach Schweden zurückkehren, bevor ich mit vollkommen kaltem Blut Fräulein Harthon wiedersehen kann.

— Jetzt, Herr Graf, habe ich Ihnen alle die Gründe mitgetheilt, welche mich zwingen, Ihre edelmüthige Anerbietung auszuschlagen. — Ich brauche

nicht hinzuzufügen, daß ich nach dieser Erklärung so rasch als möglich von hier abzureisen gedenke. — Nehmen Sie Kapitän D— als meinen Nachfolger an, so kann er zu jeder Zeit die Stelle übernehmen.

Der Graf betrachtete Valentin eine Weile; dann reichte er ihm die Hand mit den Worten:

— Hätten Sie einen Namen besessen, so hätte das Glück meiner Tochter keinen besseren Händen anvertraut werden können. — Jetzt kann ich Ihnen als einem Mann von Ehre nur die Hochachtung meiner Tochter schenken. — Mag Kapitän D— Ihr Nachfolger werden.

— Schon heute werde ich nach ihm schicken, — sagte Valentin.

Der Graf drückte schweigend seine Hand und verließ das Zimmer.

Valentin blickte ihm nach und murmelte:

„Seiner Tochter Glück könnte keinen besseren Händen anvertraut werden," und trotzdem würde er sie lieber auf der Bahre sehen, als genöthigt werden den Tag zu erleben, wo sie „Frau Aurenius" werden würde. — Das ist sein Hochmuth. — Jetzt zu dem meinigen: auch ich würde sie lieber sterben sehen können, als ihre Hand begehren. Wenn sie mir angeboten würde, jagte ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf, als daß ich nachgeben sollte und mein Glück aus den Händen der Geburt in Empfang nehmen.

Beim Mittagstisch war Valentin sich gleich und sprach ungezwungen mit Frigga und der Gräfin. Als man sich nach der Mahlzeit im Salon aufhielt, saß Valentin und scherzte ganz fröhlich mit Frigga.

— Es hat mich oft gewundert, — bemerkte er, daß Fräulein das Silberarmband dort so treulich tragen.

Er deutete auf ein Armband, welches eine Kette an einem Anker befestigt darstellte, das Frigga an dem linken Arm trug. Die Arbeit war etwas plump und zeugte von hohem Alter.

— Gewiß ist es irgend ein liebes Andenken, — fügte er hinzu.

— Es ist ein Geschenk von meiner Großmutter, und zugleich ein Amulet, — antwortete Frigga lächelnd. — Es hat eine eigene Geschichte, welche folgendermaßen lautet: Die Großmutter meiner Großmutter bekam es von ihrer Amme, als sie das erstemal zur Beichte ging. — Die Amme hatte an ihre Gabe die Bedingung geknüpft, daß die stolze Jungfrau es tragen solle, bis ihr Herz seine Wahl getroffen, dann sollte sie es ihrem Liebsten als Pfand ihrer Treue geben. Wenn irgend eine Hinderniß gegen ihre Verbindung einträte, dann läge ein Segen in dem Armband, ein Segen, welcher zum schließlichen Glück führen würde. — Jetzt ist das Armband als Erbgut auf die älteste Tochter und stets unter denselben Bedingungen übergegangen, daß es als ein Pfand der Treue und einer glücklichen Vereinigung der Liebenden dienen solle. Meine

Mutter war schon verheirathet, als meine Großmutter starb, und darum erhielt ich es.

— Jetzt wundert es mich nicht, daß Fräulein es tragen, besonders da ich zu wissen glaube, daß Ihr Herz noch nicht seine Wahl getroffen. Wenn man das Armband an Ihrem Arm vermißt, dann ist es ein Zeichen, daß Sie Jemandem Treue versprochen.

— Ja, wenn der Freund meines Herzens in den Krieg gehen sollte, so hat das Armband außerdem die gute Eigenschaft, daß es ihn unverletzt nach Hause zurückkehren läßt; aber in unsern friedlichen Zeiten wird es nicht nothwendig sein, es als ein Schutzmittel gegen Gefahren anzulegen, sondern es wird nur als ein Pfand der Treue dienen.

Sie nahm ein Heft Musikalien und sagte, indem sie dieselben Valentin zeigte:

— Sehen Sie hier einige neue Duette. Die werden wir den Winter zusammen singen.

— Das bezweifle ich, — sagte Valentin lächelnd. — Mein Aufenthalt auf Liungbro wird schon in einigen Tagen zu Ende sein.

Frigga wurde so bleich, daß die Farbe von den Lippen verschwand. Sie betrachtete Valentin schweigend. Er fügte hinzu:

— Ich reise nach Frankreich, um in Kriegsdienst zu gehen und an den Algierischen Campagnen Theil zu nehmen.

— Meine Ahnung täuschte mich nicht, — sagte Frigga.

— Nein; und Sie waren darauf vorbereitet, daß ich reisen würde.

Der Kaffee wurde herumgereicht. Als man ihn getrunken hatte, verließ Valentin den Salon.

Den Tag darauf kam Kapitän D— an. Eine Woche verfloß, während welcher man Valentin nie außer bei der Mahlzeit sah. Er war unausgesetzt damit beschäftigt, den Kapitän in die Geschäfte einzuführen.

Endlich an einem Samstag Abend fand Valentin sich in dem gewöhnlichen Abendcirkel ein.

— Ich reise morgen, — sagte er zu Frigga.

— Ich begriff es, als Sie hier eintraten, — antwortete sie.

Eine Weile sprach man von Valentins Reise und vom Krieg.

Nach dem Souper nahm Valentin Abschied von dem Grafen und der Gräfin, und dankte ihnen für die Zeit, welche er auf Liungbro zugebracht. — Jetzt trat er hin zu Frigga.

Valentin wußte, daß die Augen des Grafen auf ihn gerichtet waren. Die Stirne war bleich, die Lippen farblos, aber die Stimme ruhig, als er folgende Worte sprach:

— Lebwohl, Fräulein Frigga!

Er führte ihre kalte Hand an seine Lippen und entfernte sich rasch.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr, als er auf die Treppe hinaustrat, um in den Reisewagen zu steigen, trat Friggas Kammerjungfrau auf ihn zu. Sie überreichte Valentin ein Paquet mit den Worten:

— Vom Fräulein!

— Dank! — war alles, was er sagte, dann sprang er in den Wagen, befahl dem Kutscher zuzufahren, und fort durch das Gitterthor eilte das Fuhrwerk.

Als Valentin das Paquet öffnete, lag darin das Armband.

(Schluß des ersten Kapitels.)

— Dank! — war alles, was er sagte, dann sprang er in den Wagen, befahl dem Kutscher zuzufahren, und fort durch das Gitterthor eilte das Fuhrwerk.

Als Valentin das Paquet öffnete, lag darin das Armband.

(Schluß des ersten Kapitels.)

Schwartz, Marie Sophie,

Geburt und Bildung

Bd.: 2

Stuttgart 1863